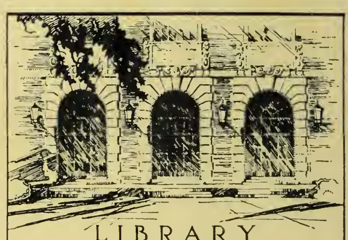
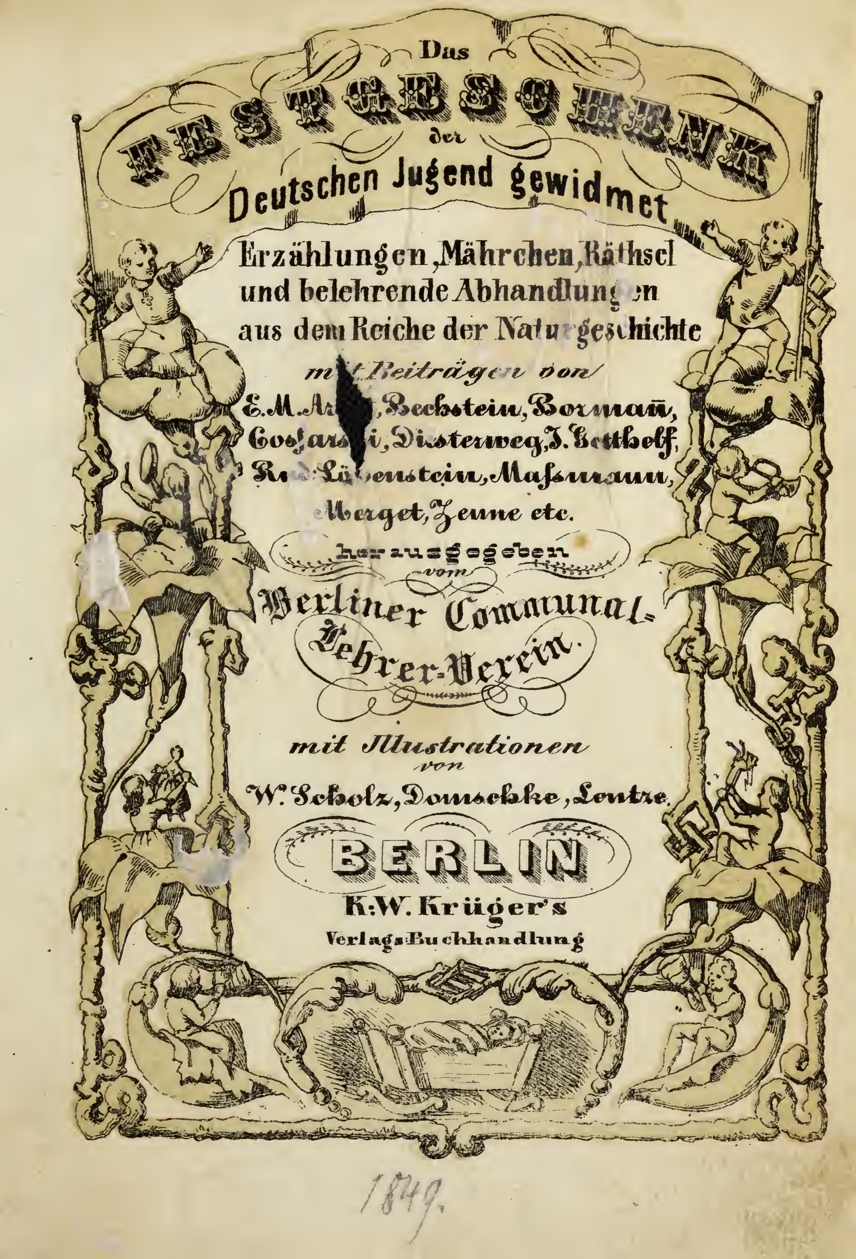


Der kleine Cigarrenmacher.






Das
FESTGESCHENK
der
Deutschen Jugend gewidmet
Erzählungen, Mährchen, Räthsel
und belehrende Abhandlungen
aus dem Reiche der Naturgeschichte
mit Beiträgen von
E. M. Ar, Bechstein, Borman,
Cosmars i, Diesterweg, J. Gotthelf,
Rud. Löwenstein, Massmann,
Merget, Zeune etc.
herausgegeben
vom
Berliner Communal-
Lehrer-Verein.
mit Illustrationen
von
W. Scholz, Domschke, Lentze.
BERLIN
K. W. Krüger's
Verlags-Buchhandlung
1849.

Vorrede.

Herzliche Liebe zur Kinderwelt weckte in den Unterzeichneten den Gedanken, der deutschen Jugend diese Festgabe zu bereiten. Zur Erquickung für Geist und Gemüth reihten wir Belehrendes und Erheiterndes bunt an einander und waren sorgsam bemüht, Alles fern zu halten, was die glückliche Entfaltung der Kindesnatur irgendwie zu stören vermöchte. Einem Christbaume gleich sollte unser Unternehmen sein, der weithin Freude, Licht und Segen verbreitet. — Als Lehrer an Armenschulen haben wir täglich Gelegenheit, wahrzunehmen, welch ein herrlicher Schatz von Anlagen und Kräften in den Gemüthern armer Kinder verborgen liegt. — Einigen Hunderten nun dieser armen Kinder, den sittlichsten und bravsten, möchten wir mit unserm Buche zugleich eine Weihnachtsgabe reichen, die auch dann noch segensreich auf sie einwirkt, wenn sie längst dem Einflusse ihrer Lehrer entzogen sind. — Damit wir in beiden Beziehungen unsern Zweck möglichst erreichten, haben uns edle Männer und Frauen, deren Namen das Titelblatt und das Inhaltsverzeichniß nennt, mit den trefflichsten Beiträgen unterstützt; haben reich begabte Künstler unser Buch herrlich geziert; hat endlich der Verleger, Herr Prof. Krüger, keine Kosten gescheut, um dasselbe wahrhaft splendid auszustatten. — Ihnen Allen, den edlen Kinderfreunden, fühlen wir uns gedrungen, aus innerstem Herzensgrunde Dank zu sagen für ihre kostbaren Gaben. Möchte dies Büchlein sich viele Freunde gewinnen und eine weite Verbreitung erlangen! Denn

je mehr bemittelte Aeltern es ihren Kindern bescheren, desto mehr arme Kinder können mit demselben beschenkt werden, durch dasselbe Freude in die Wohnung ihrer Aeltern bringen. Möchten wir darum durch rege Theilnahme von Seiten des Publikums in den Stand gesetzt werden, unsern lieben armen Schulkindern ein reich gesegnetes Weihnachtsfest zu bereiten. Das wolle Gott geben!

Die Redaktions-Kommission:

W. Vogeler. Weidner. L. Peters. A. Schneider. Ferd. Schmidt. Löwe. F. W. Riehl. Theophil Bittkow. Sauer. Gustav Schauer. Justus Schwarz. Hertzsprung.

Inhalt.

I. Text.

II. Illustrationen.

Erklärung des Titelblattes.

Liebe Kinder!

Der Winter hat das große Buch der Natur in sein Futteral von Eis und Schnee gesteckt; statt dessen liegt ein kleines Buch vor euch aufgeschlagen, das vorn ein Bild hat, und damit ihr dies Bild recht versteht, will ich versuchen, es euch zu erklären.

Ganz unten, seht ihr, liegt das Christkind von hellem Licht umflossen, und Vater und Mutter sehen auf das wunderbare Kind, das von den Weisen des Morgenlandes schon in der Wiege angebetet wird. Die Sage hat aus den drei Weisen drei Könige gemacht, und hat so Unrecht dran wohl nicht gethan, denn ein kluges Wort der klugen Alten sagt schon: Der Weise ist allein König. Wie aber in der Welt überall Hohes und Niederes an einander gränzt, so seht ihr auch hier Weisheit und Dummheit eng beisammen, denn das Eselein rechts und der Ochs links sind und bleiben trotz Christkind und Weisen nichts weniger und nichts mehr als Ochs und Eselein.

Ganz unten rechts sitzt ein Mädchen und links ein Knabe in der nach unten gebogenen Blumenkrone; sie haben Etwas, das wie eine Muschel aussieht, in der Hand und blasen darauf. Denkst du dir nun, daß sie den Christabend einblasen, so will ich's nicht hindern, und denkst du bei ihrem Instrument an das reiche Füllhorn voll Gaben, die das Christkind über die Erde ausschüttet, so finde ich auch daran kein Unrecht.

Innerhalb des Rahmens winden sich auf beiden Seiten schöne, große Blumen nach oben empor, und in jedem Kelch sitzt ein Kind mit einem Stück seiner Bescherung in der Hand. Von den beiden Mädchen rechts läßt die eine ihre Puppe nach dem Tambourin tanzen, das die obere schlägt, und ich hoffe, der Knabe links wird sein Steckenpferd bald einen muntern Trab nach dem Marsch gehen lassen, den der kleine Trompeter über ihm bläst.

In den obersten Kelchen aber stehen Knabe und Mädchen und halten in der ausgestreckten Hand den Schaft der Fahnen, deren Flaggen im Winde lustig wogend sich verschlingen und mit den Engelköpfen und dem Kreuz das Bild nach oben inhaltvoll begränzen.

Den mittleren Raum nimmt ein felsiger Hügel ein, auf seinem Gipfel steht der kerzenhelle Weihnachtsbaum; zu ihm hinauf streben, rüstig klimmend, Jung und Alt. Schwer muß es sein, hinaufzukommen; aber siehst du nicht die drei Frauen da unten, links das Bauerweib mit den beiden Kindern im Tragkorb, rechts die junge Mutter mit dem Säugling im Arm, in der Mitte die Frau mit dem Mädchen an der Hand und dem Knaben auf dem Rücken? Siehst du, das sind Mütter, und ob es ihnen wohl sauer sein möchte, für sich selbst da hinauf zu kommen, so wollen sie doch nicht ohne ihre Kinder hinauf, was hätte auch eine rechte Mutter für eine Freude ohne ihre Kinder, nnd was würde ihr sauer um dieser willen. Bist du nun aber auch ein rechtes Kind, so vergiltst du es der Mutter mit tiefer, inniger Liebe, und wirst nur selbst dadurch reicher in deinem Herzen: denn wer da hat, dem wird gegeben. Schön aber muß es dort oben wohl sein, denn Mancher streckt nur wie betend in tiefer Sehnsucht die Hände nach oben, und die droben sind, liegen in heißer Andachtglut auf den Knieen.

Was soll nun wohl der Hügel bedeuten? was Christbaum und Stern, und Engel und Kreuz?

Man könnte den Hügel wohl für das Jahr halten, über das man hinüber muß zum neuen Weihnachtsbaum; ich aber meine, es habe einen tiefern Sinn. Ich denke mir: der Hügel sei das Leben, und der blinkende Tannenbaum bedeute das große Weihnachtsfest, das wir Alle, Alle zur großen Familie vereinigt, droben beim auferstandenen Christus feiern werden. An dem Feste werden die Sterne die funkelnden Strahlen über den Christbaum herabgießen, über den Sternen Engelköpfe aus den Siegesfahnen herabblicken und das Kreuz umschweben, das Zeichen der göttlichen Erlösung.

Einst führte der Stern die Weisen nach dem Ort, wo der Herr wohnte, auch heut noch zeigen sie die Stätte an, wo er zu finden ist. Darum blicke oft zu ihnen empor, und laß deine Seele auf sanften Sternenstrahlen nach oben gleiten, zum Lande des Lichts und der ewigen Wahrheit. Licht ist der Abglanz der Wahrheit, und alle Wesen trinken

freudig aus seinem Born; die Blume wendet ihr sehnendes Haupt dem Lichte zu, und mit der goldnen Spindel spinnt der Sonnenstrahl ihr farbenprangendes Kleid. Der Säugling sucht mit den treuen hellen Augen das Licht, und nur böse Thaten suchen das Dunkel. Blicke oft zu den Sternen, liebes Kind, und laß sie dich gemahnen an das himmlische Weihnachten, an dem sie schimmern werden, funkeln, leuchten, blinken, ein Jeglicher nach seiner Art. Sieh, das soll der Stern bedeuten; über ihm siehst du das Kreuz, das Engelköpfe umschweben. Setze dich oft im Geiste unter das Kreuz, liebes Kind. Er, der am Kreuze starb, brachte das Weihnachtsfest und die Erlösung hernieder. Noch immer umschweben Engel die Stätte, und wenn du dich im Geiste dorthin begibst, hörst du tief im Herzen ihren leisen Gesang, den die ganze Natur und dein eigen Herz schweigend mitsingt; sie singen das uralte Lied von entschwundener Herrlichkeit, von den Schmerzen der Erde und der unendlichen Sehnsucht süßem Leid. Blick' auf das Kreuz, wenn du Leiden hast und Gottes Hand schwer auf dir ruht. Schwer hat es einst auf des Welterlösers bluttriefendem Rücken geruht; er aber trug es still und fromm. So nimm auch du dein Kreuz auf dich still und fromm, und folge ihm nach. Als er das Kreuz trug, schwebten weinende Engel um ihn, auch um dich schweben die Engel des Herrn wenn du sanftmüthig duldest, und halten schon die Kränze in ihren Händen, mit denen sie einst dein Haupt schmücken werden.

Klimme muthig den Hügel des Lebens hinauf, du liebes Kind, droben am himmlischen Weihnachtsfest will der Herr dereinst Allen, deren Herzen sich dem Lichte zuwandten, und nicht dem eitlen Treiben der Erde, Allen die aus dem dunklen Schacht des Erdenlebens helles Gold der Liebe und Sehnsucht mitbringen, all denen will der Herr der Herrlichkeit selbst am großen Weihnachtsfeste Unvergängliches bescheren; er wird den Schmerz von ihrem Haupte nehmen und den Kummer von ihrer Stirn, und will die Herzen füllen, daß sie göttlichen Frieden haben und tiefes Genügen ewiglich.

Meereswellen und Düfte und Lieder schwanken und schweben, und steigen nach oben! Kind! Willst du weniger sein als sie? Wohl ist das Menschenleben reich an Schönheit mannichfacher Art: Sonnenuntergang und rauschende Bäume, die sanfte Mondnacht und der kühle Quell im Waldthal, hohe Andacht und des tiefen Gefühls bunt-schimmernde Wun-

derwelt; aber sieh, alles Irdische ist ja nur ein schwaches Abbild himmlischer Schönheit. Darum mein liebes Kind, so oft du vorn das Bild betrachtest, so oft du auf Erden Weihnachten feierst, so oft dir's wohlgeht auf Erden, denk an die tausendfach größere Herrlichkeit des Himmels, wo Kreuz und Sterne und Siegesfahnen um dich sind und die Engel deine Gespielen. Sieh, das heißt das Bild, und an das große Weihnachtsfest dort oben will dich's mahnen.

Nun strebe unablässig, der Himmel ist wohl des Strebens werth, strebe daß du, wie auf Erden der Eltern, so dort über den Sternen des Herrn liebstes Kind werden mögest, und so einst mit dem Lieblingsjünger an dem Ort ruhen mögst, an dem es sich wohl am allersüßesten ruhen mag, nämlich an der Brust des Herrn. Und dazu verhelfe Gott uns Allen. Amen!

L. Pomtow.

Weihnacht.

Tief senkt sich heut der Nebel nieder,
Der Reif belaubt der Bäume Glieder
Mit zartem silberweißem Glanz;
Kaum blickt durch ihre dichten Schleier
Die Sonn', als wollte bis zur Feier
Der Weihnacht sie verschwinden ganz.

Bald naht die Nacht, die hochgeweihte,
Die von der Finsterniß befreite.
Wie mag die Nacht gebären Licht?
Doch ward in ihr das Kind geboren,
Das sich der Vater auserkoren,
Zum Sieger, der die Fesseln bricht;

Zum Friedefürsten, der zum Pfande,
Zum Opfer sich dem Unverstande,
Dem Frevel sich zur Marter bot.
Der Unverdienten wollte lohnen,
Dem lohnten sie mit Dornenkronen
Und am Verbrecherkreuz mit Tod.

Wie konnte den das Grab behalten,
Dem nie die Liebe konnt' erkalten,
Der auch am Kreuze sprach: „Vergieb!"
Der für den Fluch nur hatte Segen
Und nur die Wuchers wollten pflegen,
Aus seines Vaters Tempel trieb.

Wir harren dein, du Nacht der Nächte,
Ach brächtest du die Macht der Mächte
Uns allen zum Geschenke mit.
Die Liebeskraft, die, gottgeboren,
Noch nie die Herrschaft hat verloren,
Auch wenn in Knechtsgestalt sie schritt.

H. F. Maßmann.

Der Engel in Menschengestalt.

Nach einer wahren Begebenheit.

Giebt es auch unter den Lebenden keine Engel, wie sie uns die Maler abbilden, das heißt mit überaus schönen Angesichtern und goldenen Flügeln; so behaupte ich dennoch, daß der liebe Gott Engel zur Erde sendet. Zuerst sind die ganz kleinen Kindlein, wenn sie noch in der Wiege liegen, Engel, dann aber auch die großen Menschen; ich sage, die großen Menschen: die ein Herz in der Brust tragen — ein Herz der Wohlthätigkeit.

Ein solches Herz hatte auch ein berühmter Professor in Berlin, der bei aller seiner Gelehrsamkeit doch nicht die nothleidenden Menschen, besonders die armen Waisen, vergaß. Eines Tages ging derselbe spazieren, und als er über einen großen Platz kam, sah er auf der steinernen Treppe eines Hauses zwei Kinder sitzen; ein Mägdlein und ein Knäblein. Das kleine Mädchen weinte unaufhörlich; der kleine Knabe aber, der auf dem Schoße saß, schlummerte recht sanft. Da ging der Professor heran und sagte: „Warum weinst du, mein liebes Kind?“ Das Mädchen antwortete: „Ja, ich muß wohl weinen; denn ich habe keinen Vater mehr, und unser gutes Mütterlein hat lange Zeit krank gelegen; heut ist es aber eingeschlafen. Da die Mutter so lange schlief, haben wir sie geweckt; aber sie wollte nicht aufwachen. Da ist denn endlich die Nachbarin gekommen und hat gesagt: „Ihr armen Kinder! eure Mutter wacht nicht mehr auf; die ist todt.“ Dann hat sie uns ein Stück Brot gege-



Der Engel in Menschengestalt.

ben, denn uns hungerte gar sehr, und gesagt: „Nun geht nur auf die Straße und setzt euch auf die Treppe; denn ihr könnt hier nicht länger bleiben. Ich bin auch blutarm; ach! wenn ich doch auch erst todt wäre, wie eure gute Mutter; die ist jetzt bei dem lieben Gott im Himmel. Geht nur, vielleicht findet ihr einen neuen Vater und eine neue Mutter!“ Nun sitzen wir hier schon so lange; aber es will kein Vater und kein Mütterlein kommen! Ach, ich und mein Brüderchen, wir wollten dem neuen Vater und der neuen Mutter recht gehorsam sein!“ Da sprach der Professor, dem die Thränen des Mitleids über die Wangen rannen: „Soll ich euer neuer Vater sein? Wollt ihr mit mir gehen?“ Da entgegnete das Mädchen: „Mein kleiner Bruder kann noch nicht sprechen; aber ich werde für ihn mit antworten: Ja, wir wollen gern mit dir gehen, denn du siehst so gut aus!“ Da gab der alte Professor dem kleinen Mädchen seinen Stock zum Tragen und nahm den kleinen Knaben auf den Arm, denn er schlief so sanft; auch konnte er noch nicht laufen.

Zu Hause angelangt, machte des Professors alte Haushälterin ein recht bitterböses Gesicht und sagte: „Aber Herr Professor, was soll denn das heißen? Erst heute früh haben sie dem Handwerksburschen ihre funkelneuen Stiefel geschenkt; und als ich dagegen war und sagte: Herr Professor, geben sie doch die alten, da haben sie erwiedert: alte Stiefel hat ja der Arme; darum gebe ich ihm eben die neuen. Der arme Handwerksbursche kann sich keine neuen Stiefel anschaffen; ich aber kann mir ja wieder welche machen lassen. Ja, so hat der Herr Professor geantwortet. Du lieber Gott, was sollen wir mit den Kindern anfangen! Und noch dazu zwei! Wir haben allein Nichts zu essen; dazu verschenkt noch der Herr Professor Alles, was er unter der Seele hat.“ Der Professor lächelte; denn er wußte, daß die alte Haushälterin auch ein gutes Herz hatte, und sagte: „Wir werden nicht verhungern; unser Herr-Gott lebt ja noch!“ Da nahm die Haushälterin dem Professor den kleinen Jungen ab, küßte ihn, und legte denselben sanft auf ihr Bett, daß er nicht aufwache; denn er schlief noch immer; dem Mädchen aber gab sie zu essen, weil es hungrig war.

Bei der Aufnahme dieser beiden Waisen blieb aber der Professor nicht stehen; es fanden sich noch mehrere solcher armen Kinder, und da ihm andere gute Menschen Geld gaben, so baute er ein Haus, wo er

alle Kinderchen, die Vater und Mutter verloren hatten, hineinbrachte. Dies Haus aber steht noch heut zum Segen der Nachwelt.

Viele Jahre ist der gute Professor schon todt, aber alle Jahre, an seinem Geburtstage, ziehen die dankbaren Kinder der Anstalt nach dem Kirchhofe und hängen an dem Kreuze einen Blumenkranz auf, den allerschönsten auf dem ganzen Kirchhofe, und singen ein schönes Lied. Der Blumenkranz umschließt jedesmal den Namen des guten Professors, welcher Wadzeck hieß. Das Haus aber, welches er für die armen verlassenen Kinder gebaut hat, heißt bis auf den heutigen Tag: die Wadzeck's-Anstalt.

L. Streich.

Zur Nacht.

Wenn die Sonne sinkt hernieder,
Und die stille Nacht kehrt ein,
Lege ich mich dann zur Ruhe
In dem stillen Kämmerlein.

Schließe meine müden Augen,
Falte dann die Hände gern;
Ohne Worte, oft in Thränen
Bete ich zum lieben Herrn.

O, wie wohl ist mir zu Muthe!
Wie so fröhlich schlaf' ich ein!
Hast du auch, mein liebes Kindlein,
So ein stilles Kämmerlein? —

L. Streich.

Eine nächtliche Scene im Hause eines armen Mannes.

(Nach dem Englischen.)

Es war in der Nacht vom zweiundzwanzigsten zum dreiundzwanzigsten Januar, das Wetter war kalt und feucht. David Baird's, des Webers, sechs kleine Kinder standen um ein dürftiges Feuer, das kläglich auf dem Heerde brannte; das siebente, ein Säugling, lag daneben in der Wiege. Die Mutter hatte soeben das Abendbrot vertheilt. Jeder Kleine hatte zwei oder drei Kartoffeln bekommen. Jetzt setzte sie sich nieder und nahm eine häusliche Arbeit zur Hand.

„Kann ich das Feuer anblasen?“ fragte David, der älteste Knabe.

„Nein,“ antwortete die Mutter, „'s brennt zu schnell aus, wenn es angeblasen wird.“

„Ich wünschte, wir hätten ein tüchtiges Feuer,“ seufzte Judith, die zweite Tochter.

„Kind, Kind,“ sagte die Mutter, „das ist ja ein tüchtiges Feuer. Denke nur, Kind, die alte Frau Grundy da drüben und ihr Enkel haben ohne Feuer zu Bette gemußt.“

„Bitte, bitte, liebe Mutter,“ sagte die kleine Elsbeth, „noch ein Bischen Salz zu meinen Kartoffeln! Ja, Mutter?“

„Es ist nichts mehr da, Töchterchen,“ erwiederte sie.

„Au, au!“ schrie der kleine Hans, „meine Füße thun so weh. Die werden gar nicht besser.“

„Armes Ding!“ seufzte die Mutter. „Wenn ich für dich nur ein Paar bessere Schuhe hätte.“

„Der Schuhmacher Timmy Nixon hat ein Paar,“ antwortete Hans munter. „Sie kosten vierzehn Pence.“

„Vierzehn Pence!“ antwortete die Mutter. „Es würde lange dauern, ehe wir **14** Pence sparen.“

„Nachbar Willis hat sich ein Paar hübsche, warme Stiefeln erbettelt,“ sagte Hans, kaum hörbar.

„Wir werden nicht betteln,“ sagte die Mutter, — — „so lange es irgend geht,“ setzte sie hinzu.

„Zeige doch einmal deine Schuhe, Hans. — Armer, armer Junge! Mein Gott! Deine armen kleinen Füßchen! Nun, du sollst auch nicht eher wieder arbeiten gehen, bis es nicht wärmer geworden ist.“

„Mama,“ unterbrach die kleine Suse, „kann ich noch etwas Kartoffeln bekommen?“

„Es ist nichts mehr da,“ antwortete sie, „aber ich habe noch ein ganzes Brot.“

„Ei! ei!“ jubelten die Kinder, und klatschten in die Hände. „Hans bekommt die Kruste,“ sagte Elsbeth, „wegen seiner erfrornen Füße.“

„Mir gieb ein recht großes Stück,“ sagte die kleine Susanna, und hielt auch gleich ihr Händchen hin.

Die Mutter vertheilte das Brot, bis auf ein Stück. Das bestimmte sie für ihren Mann. Bald darauf kam derselbe. Es war ein großer, hagerer Mann mit kummervollem Gesichte. Freilich war sein Lohn nicht verringert, seine Arbeitsstunden nicht vermehrt worden; er hatte sich nicht mit seinem Herrn gezankt. Aber das Leben eines armen Mannes ist kummervoll, und von unaufhörlichen Sorgen umringt. Da ist's kein Wunder, wenn er verdrießlich aussieht.

Die Kinder machten Platz. Susanna und Neddy stellten sich zwischen seine Knieen und seine Frau reichte ihm das Abendbrot.

Marie, das älteste Mädchen, saß auf einer Lade und fütterte ein Eichhörnchen mit dem Brote, das ihre Mutter ihr gegeben hatte. Judith stand neben ihr, und David hielt die Schale, aus der das Eichhörnchen trank.

„Hat Niemand nach dem Eichhörnchen gefragt?“ sagte der Vater, indem er auf die Gruppe sah.

„Nein,“ erwiederte Marie, „und ich hoffe, Niemand wird mehr danach fragen.“

„Gewiß nicht,“ sagte David. „Es ist ja schon drei Monate her, daß wir es fanden.“

„Wir können es für eine halbe Krone verkaufen,“ meinte der Vater. Als Marie das hörte, erschrak sie und hielt das Eichhörnchen an sich.

„Hansens Füße sind sehr schlimm,“ sagte die Mutter.

„Und der Doktor muß auch endlich seine 17 Schilling und 6 Pence bekommen,“ erwiederte der Vater.

Die Mutter seufzte: „Das ist ja mehr Geld, als wir in der ganzen Woche verdienen.“

„Dreimal schon hat er mich gemahnt,“ setzte der Vater zu. „Ich muß Umwege machen, damit ich nur nicht vor seiner Thür vorbeikomme.“

„Im Sommer werden wir's schon bezahlen können,“ äußerte die Mutter. „Aber jetzt steigen die Kohlen im Preise, und das Brod ist auch theurer geworden.“

„Herr, hilf uns!“ flüsterte der Vater vor sich hin.

Das dürftige Licht war jetzt im Leuchter ganz niedergebrannt und drohte, auszugehen.

„David,“ fragte die Mutter ihren Mann, „hast du Geld, um ein Hellerlicht zu kaufen?“

„Nicht einen Heller,“ antwortete der Vater.

„Und auch wir haben kein Geld mehr. Die letzten Pfennige habe ich für's Brot ausgegeben.“

„Nun, dann fache das Feuer an, damit wir sehen können,“ sprach David.

„Das Feuer?“ fragte die Mutter. „Die Kohlen steigen im Preise.“

„Herr, hilf, hilf!“ flüsterte David abermals. Da begannen zwei von den Kindern zu husten. Der Säugling wachte auf und schrie. Die kleine Elsbeth, die auf dem eiskalten Fußboden eingeschlafen war, wachte ebenfalls auf und rief weinend: „Ach, mich friert so, mich friert so!“

„Marie,“ rief der Vater, „geh mit Elsbeth zu Bett! Legt eure Kleider auf's Bett, damit ihr warm werdet!“

Jetzt wurde es ruhig im Zimmer. David dachte an seine Armuth, an seine Kinder, an seine Frau, und dann wieder an seine Armuth. Seine Stirn wurde düster, und unter Thränen rang sich aus seiner Brust ein kurzes Gebet hervor. Seine Frau that, als merkte sie Nichts von seinen Thränen. Sie ließ auch die Ihrigen Nichts merken. Es war eine von den schweren Stunden, die auf dem armen Menschenleben lasten. Die übrigen Kinder hielten sich ruhig; aber obgleich sie zu schlafen versuchten, so war es doch zu bitterlich kalt dazu.

Horch! da klopft es plötzlich. David fuhr auf. Der älteste Knabe ging hin, um zu öffnen.

„Es wird Nachbar Wood sein,“ meinte die Mutter; „er will gewiß etwas Mehl haben.“

Die Thür ging auf, und der Briefträger trat hinein.

„Seid ihr David Baird?“

„Ja.“

„So habe ich für euch einen Brief. Ich bekomme 22 Pence.“

„Ist es eine Vorladung?“

„Nein, es ist ein Geldbrief.“

„Ein Geldbrief? — Dann ist er nicht für mich.“

„So seid ihr denn nicht der Weber David Baird?“

„Der bin ich freilich.“

„Nun, so bitte ich mir 22 Pence aus; man giebt sie euch auf der Post zurück, wenn der Brief unrichtig bestellt war.“

„22 Pence,“ sagte David zögernd.

„22 Pence,“ fügte seine Frau hinzu, „guter Mann, wir haben nicht so viel Geld bei uns.“

„Nun, so steckt ein Licht an,“ sagte der Postbote, „und such

„Ach Gott,“ sagte David, „wir haben keinen Pfennig, um ein Licht zu kaufen.“

„Mein Gott,“ sagte der Briefträger, „welche Armuth. Hier, Bursche, nimm dies Geld und hole ein halb Pfund Lichte.“

David und seine Frau wußten nicht, was sie denken sollten. Das Licht war bald angeschafft, und der Briefträger gab dem Weber den Brief.

„Ist er wirklich für mich?“ fragte David noch einmal.

„Nun wohl,“ erwiederte der Briefträger ungeduldig. „Wie viel Lärmen macht ihr um einen Brief!“

„Was ist das?“ rief David plötzlich aus, als ihm eine Note von hundert Pfund in die Hände fiel. Er sah sein Weib, den Boten und den Brief an, und begann alsdann zu lesen:

Mein Herr!

Sie, David Baird, Weber, Sohn des verstorbenen David Baird aus Marden-on-Wear, Abkömmling des Baronet David Baird aus der Grafschaft York, Schloß Monkshaugton, und einziger Erbe des kürzlich verstorbenen Baronet Peter Baird auf genanntem Schlosse, sind hiermit aufgefordert, schleunigst zu Herrn Dennis nach York zu kommen, um

dort Ihre Erbschaft anzutreten. Man giebt Ihnen den Rath, Ihre Familie mitzubringen. Einliegende hundert Pfund mögen zur Deckung der Reisekosten dienen.

Ihr ergebener Diener
Smith, für Herrn Dennis.

„Hallo!“ schrie der kleine David, „hundert Pfund und ein Schloß.“

David, der Weber, und die Frau standen erst stumm von der unerwarteten Freude da; dann sprach David: „Ja, der Brief ist an mich. David Baird ist mein Vater, und Baronet David Baird mein Vorfahre. Aber ihr wollt nun eure 22 Pence haben.“

„Thut nichts, antwortete der Briefträger. „Ich komme morgen wieder, ihr wackern Leute. Gute Nacht, und dankt Gott für seine Wohlthaten.“

„Nun,“ rief die Mutter, „David jetzt blase nur das Feuer an, nun sind wir reich, nun wollen wir uns wärmen.“

Alle Kinder jubelten. Marie und Hans wachten auf. Sie hörten den Lärm und bemerkten den Feuerschein. Erschrocken rafften sie sich auf, und liefen in die Stube. Ihre Geschwister sprangen ihnen entgegen: „Vater ist ein reicher Mann geworden. Er hat jetzt hundert Pfund und ein Schloß. Jetzt essen wir alle Tage Reispudding. Und Vater muß mir ein Pferd kaufen.“ So schrie Alles durcheinander, und drängte sich an das lustig lodernde Feuer.

„Vater,“ fragte der kleine Hans, „und zeigte auf seine blau gefrorenen Füßchen, „jetzt kann ich wohl ein Paar Schuhe bekommen.“ David Baird zog den kleinen Schlingel an die Brust und antwortete mit Thränen.

Dann wurden die Kinder zu Bett geschickt. Aber sie schliefen erst spät ein; denn vorher sprachen sie noch über ihr Schloß, und wie sie sich dort umhertummeln und belustigen würden.

David Baird aber ging auf seine Frau zu und drückte ihr die Hand.

Sie sah ihn lächelnd an und sprach: „Der Herr kleidet die Lilie auf dem Felde, und er sollte der Menschen vergessen.“

Büchmann.

Wintersonne und Vöglein.

Wenn nach harter Winternacht
Sich so manches Vöglein härmt,
Dann erscheint in ihrer Pracht
Sonne, die das Vöglein wärmt,
Die ihm leuchtet, wenn es will
Machen seinen Hunger still.

Findet es ein Krümchen Brot,
Schöpft es frischen Lebensmuth,
Denkt nicht mehr an seine Noth,
Freut sich nur der Sonnengluth,
Singt, zum Dank für den Genuß,
Manches Lied als Liebesgruß.

O, du holdes Vöglein, du!
Das nicht viel an Sorgen denkt,
Fröhlich eilt der Sonne zu,
Die stets Lust und Leben schenkt,
Das nicht andre Lieder weiß,
Als nur von der Sonne Preis.

Lehre meine Seele doch,
Daß da oben Liebe wohnt,
Daß auch sie sich schwinge hoch,
Wo der Quell des Segens thront,
Und auch sie nichts Liebers thu,
Als lobsingen, so wie du!

Aug. Becken.

Schneeglöckchen.

Die Sonn' beginnt jetzt neuen Lauf,
Steigt höher stets am Himmel auf
Und macht die Tage wieder schön:
Bald werden wir den Frühling sehn!

Dann kommt das Glöckchen in die Höh'
Und läutet lieblich über'm Schnee,
Es läutet wohl bei Tag und Nacht,
Bis alle Blumen sind erwacht.

Wenn es dann freundlich um sich sieht,
Wie Alles schön und herrlich blüht;
Dann stellt es rasch sein Läuten ein
Und läßt die Blumen sich erfreun.

Ach, wär' der Frühling vor der Thür
Mit seiner Luft, mit seiner Zier!
Jetzt ist es noch so eisig kalt.
O liebes Glöckchen, läute bald!

Aug. Becken.

Frühlingslied.

Der Frühling kommt herein zur Thür,
Er kommt herein zum Fenster,
Er tritt so leise auf, thut schier
So heimlich, wie Gespenster;
Doch ist er auch nicht viel zu sehn,
Wir fühlen sein geheimes Wehn.

Früh mit der Sonne erstem Strahl
Spielt er um unsre Wangen
Und haucht darauf ein Rosenmaal,
Daß sie wie Purpur prangen,
Dringt bis ins Herz uns unbewußt
Und facht es an zu Frühlingslust.

So ist er um uns, wo wir sind
Und schmückt uns unsre Wege,
Streut Blumen aus für jedes Kind,
Daß es sich schmücken möge;
Und wer sie nimmt mit frohem Sinn,
Dem streut er täglich neue hin.

Seht über uns und hört es an,
Da klingen frohe Klänge:
Die Vögel sehn den Frühling nah'n,
Drum weihn sie ihm Gesänge;
Und weil er nichts als Freude bringt,
Ist's recht, daß man ihm Lieder singt.

Lenz! weil du selbst so leise thust,
So sind wir desto lauter,
Und singen dir aus froher Brust
Wie jeder dein Vertrauter,
Und unser Sang, der Vögel Schall
Gilt dir, du holder Lenz! zumal.

Aug. Becken.

Waldlied.

Wenn ich geh im grünen Walde,
Wie wird mir so leicht, so wohl;
Wie dem Schweizer auf der Halde
Schlägt mir's Herz so hoch, so voll.

Bäume blicken in die Weite,
Stehen all auf gleichem Grund,
Mit den Brüdern an der Seite
Flechten sie den schönsten Bund.

Und in ihren Armen wiegen
Sie die kleinen Sänger groß,
Bis sie unter Liedern fliegen
Aus dem weichen grünen Schoß.

Alle Bäume ringsum lachen,
Sind mit Hoffnung angethan,
Und der Vögel Lieder fachen
Neue Wonne in mir an.

Grüner Wald, so voller Leben,
So voll Zier und voller Lust!
Du kannst meinen Geist erheben
Und beseligen die Brust.

Ich ruh unter deinen Tannen,
Träume einen goldnen Traum,
Ziehe rüstig nun von dannen; —
Lebe wohl, du grüner Raum! —

Aug. Becken.

Herbstlied.

Wo sind die Vöglein hin? —
Ein Vogel sprach zum andern:
Komm mit, wir wollen wandern
Weithin nach einem wärmern Ort.
Da zogen alle, alle fort.

Wo sind die Blumen hin? —
Wo sich die Blumen trafen,
Da sprachen sie: kommt schlafen,
Der Frost drückt uns die Augen zu.
Und gingen allesammt zur Ruh.

Wo sollen wir denn hin? —
Wir bleiben noch auf Erden,
Bis wir gerufen werden
Zum sanften Schlaf vom süßen Tod:
Wir wachen auf und sind — bei Gott.

Aug. Becken.

Die Belehrung.

(Parabel.)

Ein armer Mann hatte einen Sohn, der spielte täglich mit dem Sohne des Nachbars; der Nachbar aber war sehr reich. Und der Knabe erzählte oft seinem Vater von dem reichen Gespielen, und was er Schönes und Kostbares habe; einen Ring mit glänzenden Steinen; eine Kette und daran eine Uhr, welche auf einen Druck die Stunden schlage. Auch wußte der Knabe nicht Rühmens genug zu sagen von den weichen Polstern, auf denen der Nachbarssohn sich wiege. Da merkte der Vater,

daß sein Sohn um dieser eitlen Dinge willen seinen Spielgenossen beneide, ja, er sah sogar öfters auf dem Antlitze seines Sohnes eine Wolke des Unmuths. Deshalb sprach der verständige Vater: „Siehe, mein Sohn, in reichem Maße hat Gott seine Gaben und Herrlichkeiten ausgetheilt, und vergessen und unbeachtet ist geblieben keines seiner Kinder auf Erden. Laß deinen Unmuth fahren, und harre bis morgen.“

Und der Vater führte ihn andern Tages ganz in der Frühe hinaus. Und siehe, auf den Gräsern und Blumen lag der Thau der, in dem Strahle der aufgehenden Sonne, in tausend Farben spielte. Und der Knabe freute sich sehr dieses Farbenglanzes, denn er wußte noch Nichts vom Thau. Der Vater aber sprach: „Sind das nicht köstliche Steine und Perlen, und glänzen die deines Gespielen, wol in solch schimmernder Pracht?“ — Da schwebte eine Lerche in die Höhe, die ihrem Schöpfer ihr Morgenlied zu singen begann. „Siehe da,“ sprach der Vater, „die Lerche! Sie schlägt, wie die Uhr deines Nachbars. Merke nur auf ihre Stimme! Wenn sie so aus voller Kehle ruft und dem Himmel entgegenschwebt, dann ist es zur Zeit des Morgens. Wenn ihr Gesang matter und heiserer wird, ist es um die Mittagszeit, und wenn sie ganz verstummt, siehe, dann hat sich der Abend genaht.“ „Aber, sprach der Knabe, „giebt diese Uhr denn auch die Stunden zwischen der Morgen- und Mittags- und Abendzeit an?“ „Diese brauchen wir nicht,“ erwiederte der Vater, „diese Zeit ist uns zur Arbeit bestimmt, und unvermerkt, der Gedankenschnelle gleich, entflieht sie dem, der froh sich hingiebt seinem Tagewerke. Und nun komm, mein Sohn, zu jenem Rasen. Ein Polsterkissen, das der gütige Vater bereitet hat für alle seine Kinder. Ist dieser Sitz nicht ebenso weich, wie das Sopha deines Nachbars?“ Und der Knabe sprach: „Noch schöner und weicher, mein Vater!“ Und streckte sich lang in's Gras, denn es war weich und kühl. Jetzt entschwebte den Gräsern und Blumen ein balsamischer Wohlgeruch, also, daß es dem Knaben wohl um's Herz ward und er ausrief: „Ach, lieber Vater, du hast Recht, der liebe Gott hat für uns Alle gesorgt!“ „Das hat er, mein Sohn, aber man muß es nur erkennen, und sein Herz erschließen wollen den schönen Gottesgaben.“ —

So der Vater, und beide wandelten wieder nach Hause, heiteren Sinnes.

Albert Kiekebusch

Abendstille.*

Schwarze Wolken steigen
Ueber Wald und See
Bei der Sonne Neigen
Riesig in die Höh.
Und die Sonne säumet
Sie mit goldner Glut;
Manches Vöglein träumet
Schon in sichrer Hut.

Nur die Lerche hebet
Sich im Abendstrahl,
Steigt empor und schwebet
Ueber Wald und Thal.
Die vergüld'ten Schwingen
Zittern in der Luft;
Und ihr frommes Singen
Würzet Blüthenduft.

Ihre letzten Lieder
Singt sie leise nur;
Endlich schwebt sie nieder,
Stiller wird die Flur.
In den grünen Halmen
Hat sie ja ihr Nest,
Träumt sich unter Palmen
Bis zum Erntefest.

* In Musik gesetzt, siehe Bittkow's Waldvögelein, Heft 2, Berlin.

Ist sie gleich geboren
In der Erde Grau,
Hat sie doch erkoren
Sich des Himmels Blau;
Lehret ihre Jungen,
Wie man Gott verehrt,
Wenn sie sich geschwungen
Von des Nestchens Herd.

Gottes Geist, der lebet
Auch im kleinsten Thier;
Gottes Geist, der webet
In dem Waldrevier.
Selbst die zarte Pflanze
Kündet seine Macht
In dem Blüthenkranze,
In der Blätter Pracht.

Träumend liegt und stille
Um mich her die Flur;
Einsam zirpt die Grille
In dem Grase nur.
Sie nur hält noch Wache
Mit gedämpftem Ton,
Unter'm Sternendache
Schlummert Alles schon.

Heil'ge Abendstille,
Aller Guten Lust!
Deiner Andacht Fülle
Ström' in meine Brust!
Und da Alles träumet,
Alles geht zur Ruh,
Traum den Tag umsäumet;
Träum', mein Herz, auch du!

Theophil Bittkow.

O schweiget!

O schweiget! rings im Haine
Ist Alles heilig still.
Und Alles, was noch tönet
Sagt nur, daß es schweigen will.

Es lispelt nur die Quelle,
Es flüstert nur der Zweig,
Es wiegt sich in stummer Welle
Der Sterne goldenes Reich.

Es möcht' ein Lied mir dringen
Aus der bewegten Brust.
Sanft müßt' es und leise klingen
Und weich, wie Thränenlust.

Doch nein, ich konnte wähnen,
Es dränge ein Lied empor? —
Es wollten ja nur Thränen
Aus meinem Auge hervor.

Büchmann.

Morgen- und Abendthau.

Wenn aus dem dunklen Meere
Die Sonne steigt hervor,
Und in den Lüften droben
Erschallt der Vögel Chor:

Dann wachen auf die Blumen,
Die Blumen auf der Au,
Sie weinen Freudenthränen —
Das ist der Morgenthau.

Und wenn in's Meer sich senket
Der Sonne glühend Bild,
Und in den Sternenmantel
Die dunkle Nacht sich hüllt:

Dann trauern tief die Blumen,
Die Blumen auf der Au,
Sie weinen Abschiedsthränen —
Das ist der Abendthau.

Albert Kiekebusch.

Der Blume Tod.

Lieb Blümelein, lieb Blümelein,
Du blickst so fromm in's Abendroth;
Es ist zum letzten Male,
Du Blümlein in dem Thale,
Denn morgen bist du todt.

Lieb Blümelein, lieb Blümelein,
Im schwarzen Mantel kommt die Nacht.
Bei sanfter Sterne Blinken
Die Augen dir zusinken,
Es bleicht der Farben Pracht.

Lieb Blümelein, lieb Blümelein,
In Rosenglanz und Blüthenduft,
So kommt der Morgen wieder
In's stille Thal hernieder,
Streut Perlen auf die Gruft.

Auguste Schmidt.

Die Sünde.

Eine Allegorie.

Eine große Zahl von Männern, denen es in ihrem Vaterlande nicht mehr gefiel, faßten den Entschluß, mit ihren Weibern und Kindern auszuwandern. Sie erwählten als Ziel ihrer Reise eine fruchtbare Insel, die noch unbewohnt war, und hofften, dort ein Leben voll Glück, Frieden und Freude zu finden. Nach einer Fahrt von mehreren Monden verkündigte ihnen eines Morgens der kundige Seemann, der das Schiff führte, die Nähe der Insel. Männer, Weiber und Kinder standen auf dem Verdecke und richteten ihre Blicke nach dem hellen Osten. Da tauchte ein kleiner röthlicher Punkt in der Ferne empor. Er glich einer goldenen Blüthe, die aus Silberwellen blickt. Entzücken ergriff Alle, und obgleich das Schiff seinen Lauf zu beflügeln schien, so konnte es doch mit der Sehnsucht der Glücklichen nicht gleichen Flug halten. Endlich hatte man die Insel erreicht, und die Seefahrer betraten den fruchtbaren Boden derselben. Sanft erhoben sich Hügel, umkränzt von unzähligen Bäumen. Der Epheu rankte sich vertraut mit dem Weinstock an den kräftigen Stämmen hoher Waldbäume empor. Auf den mächtigen Zweigen derselben schaukelten sich vielfarbige Papageien wie große Prachtblüthen. Tausend und abermals tausend bunter, duftender Blumen und Blüthen hatte der Frühling über die Hügel, Sträucher und Fruchtbäume geschüttet. Von dem ersten Hügel aus erblickte man ein weites, fruchtbares, von mehreren frischen Bächen durchflossenes Thal, das von einer Hügelreihe eingeschlossen war. Dieser Ort wurde zunächst als gemeinschaftlicher Wohnsitz gewählt.

Nacht war's. Der Friede, die Ruhe und der Traum saßen an jedem Lager und behüteten den ersten Schlaf, den die Glücklichen genossen. Auch in der Natur war Frieden. Laue Lüftchen haschten einander um die Insel herum. Die duftigen Blätter dichtstehender Bäume flüsterten und kos'ten süß mit einander.

„Sie schaukelten in Lüften lau
Auf ihren schlanken Zweigen,
Sie tranken Licht und tranken Thau,
Und wollten auch nicht schweigen.
Sie sangen leise, leise,
Auf ihre stille Weise,
Von Sonnenschein und Himmelsblau.“

Die kleinen Meereswellen spielten mit den Strahlen der Sterne und des Mondes.

Da flog plötzlich von Westen her ein scharfer, zischender Windstoß, riß die spielenden Wellen und Lüftchen ungestüm mit sich fort, und fuhr in den blätterreichen Wald, dessen lispelnde Bäume sich leise Märchen erzählten, wie die Hand eines Rasenden in eine Harfe.

Es wurde dunkler.

Von Westen her kamen abgerissene Wolkenmassen geflogen, und ihre Schatten jagten über die Insel. Da schwamm ein Ungethüm der Insel zu. Das weiße Gerippe eines mächtigen Haifisches sah mit seinem Rücken über dem Wasser hervor. Der Schädel, in dessen großen Augenhöhlen Meereswürmer glüheten, leuchtete gespenstisch im Mondlicht. Auf dem Rücken des Unthieres saß eine in Grau gehüllte, einem Gerippe ähnliche Frauengestalt. Auf dem Haupte trug sie statt der Haare giftige Schlangen, die mit einander rangen, und aus deren Augen grünliche Funken umherstoben.

Jetzt hatte sie die Insel erreicht und stieg an's Ufer. Sie stieß mit dem Fuß gegen den Schädel des Ungethüms. Da lösten sich krachend alle Knochen von einander und sanken in die Meerestiefe. Sie trat einige Schritte am Ufer empor und setzte sich auf einen moosigen Stein, der sich unter einem mit reichem Grün bewachsenen Felsenüberhange befand. Wo sie aber gegangen war, verwelkte Gras und Blüthe, und dürrer, todter Sand bezeichnete ihre Fußtapfen.

„Hihihi!“ kreischte sie auf, „ihr sollt mir nicht entrinnen! Seid ihr nicht Menschen und bin ich nicht die Sünde? — Wie mein Schooßhündchen, die Hyäne, den Karavanen folgt in heißer Wüste, so habe ich die Spur eures Schiffes auf dem Meere gefunden, und bin nun auch hier!“ — —

Wiederum lachte sie gräßlich. Die furchtbaren Töne fanden ein Echo im Walde. Mit schweren Flügelschlägen kamen zwei gräuliche Nachtvögel hergeflattert. Von dem Geschrei erschreckt, waren zwei Turteltauben von ihrem grünen Zweiglein aufgeflogen. Die Nachtvögel fingen sie, und setzten sich mit ihren blutenden Opfern zur Seite der Sünde nieder. „Brav, meine Vögel,“ sagte sie, „ihr versteht euer Handwerk gut. Doch, glaubt mir's, wir werden hier auf der Insel noch ganz andere Tauben fangen! Die Thoren! sie wähnen, mir hier entgehen zu können, weil ich so häßlich bin. Sie würden vor mir fliehen, wenn ich in meiner Gestalt vor ihnen erschiene. Mir, der Herrin, verwehren sie das Haus, aber meine Diener nehmen sie auf, und diese legen ihnen leise und unvermerkt die Schlingen an, die ich dann zur rechten Stunde zuziehe. O ihr närrischen Inselbewohner, ihr dummen Menschen, wie will ich euch alle, einen jeden in seinen eigenen Gedanken, fangen. Ich will meine Diener in den Stunden schicken, in denen ihr euch sicher denkt. Den Müßiggang schicke ich euch, angethan mit der Miene und Kleidung der wohlthätigen Ruhe, den Geiz in der trügerischen Gestalt der Sparsamkeit, die Grausamkeit in dem Gewande der Gerechtigkeit. Hihihi! Werdet ihr mir wohl entgehen? Thoren! meine Diener werden euch locken, werden euch reizende Bilder vorspiegeln, nach denen ihr jagen sollt. Und wenn ihr sie dann endlich zu erhaschen gedenkt, sollen sie vor euren Augen zerplatzen wie Seifenblasen, und wenn ihr dann verzweifelt euer Haar rauft, dann soll mein Hohngelächter in euer Ohr dringen, und ihr sollt vernichtet sein. Thoren! Viele von euch werden mich lieben, aber ich hasse euch, und wenn ich euch auch anfangs manchen Genuß gewähre, so räche ich es an euch nachher desto gräßlicher!“

Drohend erhob sie ihre knochige Hand nach den Zelten des Thales und sprach:

„Fluch über euch! Ich hasse das Leben, ich tödte das Glück, denn ich bin die Sünde!“ —

Nachdem sie den schweren Fluch ausgesprochen hatte, griff sie nach

dem Haupte. Sogleich umwickelten eine Menge Schlangen Hand und Arm und lösten sich los vom Kopfe. „Holet meine Kinder, die Laster, herbei!“ sagte sie, und schwenkte die Schlangen von der Hand. Da erglüheten ihre Leiber, wie zuckende Blitze flogen sie dahin und verschwanden in der Ferne.

Kurze Zeit darauf zischte es in der Luft, und von allen Seiten kamen unheimliche Gestalten daher gefahren. Es waren Geschöpfe mit Affenleibern, Tigerköpfen, langen Krötenbeinen u. s. w.; es flogen, es krochen, es hüpften die scheußlichen Gestalten hin zur Sünde. Dicht vor ihr hockte eine Thiergestalt, die einer Hyäne glich. Die großen Augen derselben glüheten wie Feuer, und aus dem mit mächtigen Zähnen besetzten Maule hing eine bluthrothe Zunge. Das Unthier legte eine Tatze auf den Schooß der Herrin und röchelte lüstern wie ein Tiger, der in den Eingeweiden eines noch zuckenden Thieres wühlt.

Da sprach die Sünde: „Willkommen! du mein Knecht, Zorn genannt! Hast du mit deinen glühenden Blicken das Blut in den Adern der Menschen vergiftet, auf daß sie sich unter einander vertilgen?“ —

„Ja,“ heulte der Zorn, „das Feuer meiner Augen hat schon manches Herz zu Flammen entzündet, die nur mit Blut gelöscht werden konnten.“

Die Sünde fuhr fort: „Zeige mir, in welcher Gestalt du den Menschen erscheinst, um sie mit dir zu befreunden!“

Und plötzlich verwandelte sich das Thier in eine Heldengestalt. Edel waren des schönen Kriegers Züge, das Feuer des Muthes leuchtete ihm aus den Augen, und hoch empor hielt er ein blitzendes Schwert.

„In dieser Gestalt gewinnt dich der Mensch lieb,“ rief die Sünde, „in dieser Gestalt lehrst du ihn das Schwert gegen seine Brüder gebrauchen, und hauchst ihn an mit dem Feuer, das du geathmet hast in der Hölle. Doch kehre zurück in die Gestalt der Häßlichkeit, denn sie nur gefällt mir. Die Schönheit ist mir verhaßt, denn sie trägt die Göttlichkeit in ihrem Schoß. Vernichte sie am Menschen, aber zur Verführung benutze sie ferner!“ —

Die Sünde fuhr fort: „Wo ist die Faulheit, das Laster, dem ich so viele Opfer zu verdanken habe?“

Da kroch heran ein Thier, ähnlich einer großen Schildkröte, aber mit einem Eulenkopfe.

„Verwandle dich in die verführerische Gestalt, in der du dem Menschen erscheinst!“ befahl die Sünde.

Und plötzlich lag auf einem seidenen Ruhebette ein schöner Jüngling. Die hornartige Decke der Schildkröte, die sich erhoben hatte, löste sich zu Nebel auf und ward endlich eine rosenrothe Wolke, durch welche die reizendsten Bilder langsam zogen. Nach ihnen blickte der Jüngling stumm und unverwandt und schien darüber alles Andere zu vergessen.

„Zurück in deine wahre Gestalt!“ rief die Sünde. „Ich sehe deine Kraft, die Menschen vom Fleiße zu entwöhnen, ist gewachsen. Du wirst also unter den Thoren, die hier in Glück und Seligkeit schwelgen wollen, gute Geschäfte machen!“ —

„Geiz, tritt hervor, damit ich sehe, ob auch du thätig gewesen bist!“

Da flatterte heran ein großes vogelartiges Geschöpf, das nur an den Flügeln einige halb verfaulte Federn hatte. Sein Körper war sonst nackt und schmutzigblau, und die Knochen sahen überall hervor. Gierig verschlang es Koth und Steine. Wenn es auch fast erstickte an der Speise, so rollten die Augen doch wild umher und späheten nach neuer Beute.

Die Sünde sprach: „Du bist der Geist, dessen Angehörigen verdürsten, obgleich sie den Becher mit dem erquickenden Trunk in der Hand haben. Deine Unterthanen, die du unter den Menschen hast, gönnen sich selbst kaum den kleinsten Genuß des in Todesangst erworbenen Reichthums; sie verfaulen im Mangel auf ihren Schätzen. Aber wo ist dein Bruder, der Eigennutz, dessen Kinder der Welt Güter sammeln, um allein daran wohl zu leben, um durch sie den Bund mit allen Lüsten zu schließen? Eigennutz! erscheine in der Gestalt, in der du dich den Menschen zeigst, um sie zu verführen!“

Da stand plötzlich ein Mann mit ehrbarem Gesicht vor der Sünde. Er zählte Goldstücke in einen Beutel. Der Beutel schwoll, und immer schneller flogen die Goldstücke hinein. Der Mann warf ein Goldstück in die Luft. Es verwandelte sich in ein kostbares Gewand, das sanft auf seine Schultern fiel und sich an seinen Leib schmiegte. Weiter und weiter zählte der Mann. Und sieh, Thränen der Wittwen und Blutstropfen der Armen glänzten an einzelnen Goldstücken. Der Mann lächelte und zählte weiter. Darnach warf er ein Goldstück zur Erde. Die öffnete sich. Eine Menge Hände hoben einen prächtigen Polster empor und ver-



Die Sünde.

schwanden darauf. Der Mann ließ sich auf dem köstlichen Polster nieder und zählte lächelnd weiter. Und wieder warf er ein Goldstück zur Erde. Da stieg ein Tisch, der mit kostbaren Speisen besetzt war, vor ihm auf. Aus der geöffneten Erde wimmerte es empor, und die Hände öffneten sich, als harreten sie einer Gabe. Der Mann hob Steine von dem Boden und warf sie hinab. Die Hände verschwanden, ein lauter Jammer war einen Augenblick hörbar, darauf schloß sich die Erde wieder. Auf dem Tische standen neben den Speisen große kostbare Krüge mit duftenden Getränken. Der Mann aß und trank und zählte lächelnd weiter. Jetzt ergriff er eine Hand voll Goldstücke, schwenkte seinen Arm durch die Luft und warf sie von sich. Sie blitzten wie Strahlen umher, und dicht um den Tisch entstand ein heller Kreis. Aus dem Dunkel schwebten schöne Jungfrauen heran, tanzten in reizenden Bewegungen um den Tisch, verschwanden im Dunkel, und kamen, immer schöner tanzend und angethan mit größerer Lieblichkeit, von Zeit zu Zeit wieder in den Kreis.

„Es ist genug, Eigennutz, braver Geselle," sprach die Sünde, „ich sehe, du verstehst es, die Menschen mit verführerischen Bildern des Reichthums und des Genusses zu locken. Ich sehe, du hast dich vervollkommnet, und es wird deiner Kunst hier auf der Insel der Erfolg nicht fehlen. Aber zeige mir wieder etwas Häßliches, denn die Schönheit, die ich erblicke, widert mich an. Zeige mir einen Menschen, den du verführt hast, im Grabe."

Da öffnete sich die Erde, und ein tiefes, schauerliches Grab gähnte empor. Auf dem Boden des Grabes lag eine Leiche, angethan mit Kleidern, die schon halb in Staub zerfallen waren. In den großen Augenhöhlen des fleischlosen Schädels und in dem geöffneten Munde lag Erde. Eine Kröte saß in einem Loche der Seitenwand; gedankenschwer schien sie auf dem häßlichen Schädel zu blicken.

„Vortrefflicher Anblick!" kreischte die Sünde. „Seht her, ihr meine Diener, es ist ein Meisterstück zu schauen. Der Eigennutz zeigt uns hier ein Bild von einem Manne, den er umgebracht hat. Er lebte vor vierzig Jahren in Arabien und starb in seinen besten Jahren, entkräftet von dem Gifte der Lüste, die gleich Vampyren an seinem Leben saugten. In jenem Lande liegt er auch begraben, aber hier habt ihr das Bild von ihm. Tretet heran Alle, die ihr in meinem Dienst, Leben Glück und Frieden der Menschen zerstört! Freuet euch des Anblicks! du, Lüge, mit

dem verzerrten Gesicht, du, Betrug, wie auch dein Bruder, der Diebstahl. Schmutziger Argwohn tritt auch herzu, und auch du, Unkeuschheit, die du aus dem Paradiese der Unschuld ein süßes, verführerisches Lächeln gestohlen hast, mit dem du die Menschen verlockest! Lästerer gegen Gott, Meineid und Mord, ihr meine muthigsten Gesellen, blicket auch hinab, und ergötzet euch an diesem Anblick! Führet auf den Todtentanz um das Bild des Gewürgten. Freuet euch und jauchzet laut empor, denn bald werden wir um die Gebeine der Inselbewohner tanzen. Ha, ich sehe es, sie werden eurer Kunst erliegen. Leer muß die Insel wieder werden von den Menschen, wie auch die ganze Erde von den Kindern Adams! Verderben muß Alles, was Leben hat auf Erden! Es muß endlich wieder finster werden auf der Tiefe. Die Finsterniß ist unser Reich, und wenn das ewige Licht einst besiegt sein wird, dann sind wir die Herrscher der Welt!" —

Da sandte plötzlich von einem hohen Berge ein goldenes Kreuz glänzende Strahlen herab. Die Sünde erbebte und die Laster krümmten sich im Staube. Sie zerflossen zitternd zu Nebelstreifen, verließen aber nicht die Insel, sondern zogen sich in die Höhlen derselben zurück.

Von dem Berge erscholl frommer Gesang. Die Männer hatten gegen Morgen ein großes goldenes Kreuz auf den Berg getragen, es aufgestellt, und beim ersten Sonnenstrahl, der es traf, ihren Gesang erhoben. —

Weiber und Kinder traten aus den Zelten hervor, falteten die Hände, und stimmten ein in das schöne Morgengebet, das nun zum Himmel emporstieg, wie der Opferduft von einem Altar.

Ferdinand Schmidt.

Gottesacker.

Ein grüner Rosenbusch hat sich mit Dornen angethan,
So lehnt er, einem Christus gleich, an's Grabeskreuz sich an.
Am Kreuzesfuß ein holdes Weib, der Zukunft ungewiß,
Weint, wie Maria einst, um ein verlornes Paradies.

Büchmann.

Morgenopfer.

Leise schwebet der Duft auf aus des Veilchens Kelch
Zu Dir, Vater empor, — lieblicher Opferduft.
Schwingend sich in die Höh', trillert die Lerche Dir
Ein lobpreisendes Morgenlied.

Von des brausenden Meeres schäumendem Wogenschwall,
Von der moosigen Höh' schaurigen Felsgesteins
Wallet langsam zu Dir, schwankende Nebelschicht,
Dir gefälliger Opferrauch.

Wäre so doch mein Lied, das sich zu Dir erhebt
Leicht, wie Lerchengesang über der Aehren Gold,
Hell wie funkelnder Thau, sanft wie ein Abendhauch,
Wohlgefälliges Opfer Dir.

Büchmann.

Die Kartoffeln von Herkenrath.

1845.

Der lange Winter, der tiefe Schnee
That nicht nur Vögeln und Füchsen weh;
Denn wie des Frühlings Fluthen geschwollen,
Verfaulten dem Landmann Saaten und Knollen.

Es naht ihm die Sorge, mit ihr die Noth;
Es nagt der Hunger, ihm mangelt das Brot;
Da sind die Armen zusammengekommen
Und haben die Sache zu Sinne genommen.

Und wie sie muthlos zu Rathe geh'n,
Sah man den Halfen * daneben steh'n,
Der berechnet des Speichers Garben im Geiste
Und was der Keller Gewinn ihm leiste.

„Wer kauft mir die vielen Kartoffeln ab?
Wohl dreißigtausend Pfund ich noch hab.“
Da sieht er Keinen im weiten Felde,
Der auch nur für Ein Pfund wäre bei Gelde.

Doch was er gedacht, das ruft er gar laut;
(Wer hat ihm in seine Seele geschaut?)
„Ich gebe sie wohlfeil dem baaren Zahler,
Für einen einzigen blanken Thaler.“

Schnell ruft im Scherze der ärmste Mann:
„Es sei, ich wende den Thaler d'ran,“ —
Und Alles staunet, er selber inmitten:
Was war in die Tasch' ihm eben geglitten?

* Den Halbwinn, den reicheren Ackerbauer u. s. w.

Er greift hinein und bringet an's Licht
Den blanken Thaler — kein Deut gebricht;
Und Alles jubelt: „Der Kauf ist geschlossen!“
Den Reichen aber hat's mehr, als verdrossen:

Dem Käufer wirft er den Thaler an's Hirn,
Daß dem geblutet sogleich die Stirn;
Doch der Richter strafte den Reichen so eben,
Daß er mußte den zweiten Thaler ihm geben.

Unwiderruflich, der Kauf ist fest:
Die Armen werden des Aermsten Gäst'
Und erhalten alle in allen Gemeinen
Des Reichen Kartoffeln — bis auf Einen.

Der stund betrübt und wollte schon geh'n,
Da hat ihn der Halfe auch noch geseh'n;
Flugs nimmt er den zweiten, den Schmerzensthaler,
Und wird auch dem Letzten so Käufer und Zahler.

Und die es hörten, die brachten nun schier
So Salz als Brote, so Fleisch als Bier,
Und ohne Kreide selbst haben geschrieben
Die Wirthe, die's eben noch doppelt getrieben.

Zuletzt der Verkäufer, der reiche Mann,
Der den blanken Kartoffelthaler gewann,
Er legt' ihn zum andern, den er verloren,
Und fühlte sich still wie neugeboren. —

Und ist die Geschichte so wirklich wahr?
Ja; denn sie geschah erst im heurigen Jahr
Bei Lensberg in Herkenrath — hab ich gelesen:
Des Aermsten Nam' ist Andres gewesen.

Doch Keiner noch hat herausgebracht,
Wer sich den köstlichen Spaß gemacht
Und in die Tasch' ihm gespielt den Thaler.
Gott werde mit Zinsen sein Wiederzahler!

H. F. Maßmann.

Die barmherzige Molly.

Mein Freund Müller hatte eine hübsche Wachtelhündin. Der lichtbraune Rücken derselben stach angenehm ab von den weißen Bauchhaaren, und die zarten Pfötchen, wie auch die Ruthe (der Schwanz) waren durch seidenweiche, milchweiße Zotten schön geschmückt. Das edel geformte Köpfchen hatte eine hochgewölbte Stirn, unter welcher ein Paar dunkelbraune Augen feurig hervorblitzten, und wem Molly, so hieß das Hündchen, mit diesen Augen anschaute, der mußt das reizende Thierchen liebgewinnen, so fromm und treu war sein Blick. Molly war aber auch der Liebling der ganzen Familie; nur Miez, die schwarz und grau gestreifte Hauskatze, war und blieb seine unversöhnliche Feindin, uud diese unterließ nie, einen Katzenbuckel zu machen und giftig zu spucken, sobald jene nur zufällig einmal in ihre Nähe kam. Gewiß war es daher nur Molly's Sanftmuth zuzuschreiben, daß sie dennoch mit ihrer Feindin in guten Frieden lebte, was sie dadurch erreichte, daß sie dem unfreundlichen Thier möglichst aus dem Wege ging und sich überhaupt wenig um dasselbe bekümmerte. Doch muß man zur Ehre der Katze sagen, daß sie ihren Beruf treu erfüllte, denn sie hielt das Haus von Mäusen rein.

Nun ereignete es sich, daß beide, Molly und Miez Junge warfen, erstere ein braunes Hündchen, letztere zwei schwarze Kätzlein, und bei dieser Gelegenheit würde es Jedem schwer geworden sein, zu bestimmen, ob Molly das ihrige, oder Miez ihre Jungen zärtlicher geliebt hätte. Doch ihr Glück dauerte beiden nicht lange. Das junge Hündchen starb schon den zweiten Tag und die alte Katze wurde den Tag darauf von einem bösen Menschen todt geschlagen, der ihren schönen Pelz bei einem

Kürschner verkaufte. Molly grämte sich sehr, wollte nicht fressen noch saufen, und wenn man sie theilnehmend fragte: „wo hast du dein Hündchen?“ so wedelte sie zwar freundlich mit dem Schwanze, aber in ihren Augen schienen Thränen zu glänzen, so feucht war ihr Blick. — Aber was sollte aus den kleinen, schwarzen Kätzlein werden? Diese schrieen und winselten nach ihrer Alten, daß einem das Herz wehe that. Auch der Molly muß es trotz ihres eigenen Jammers zu Herzen gegangen sein, denn als sie bemerkte, daß die armen Thierchen verlassen blieben, ging sie zu ihnen hin und legte sich mit zärtlicher Vorsicht über sie. Kaum fühlten die schwarzen Geschöpfchen sich durch die barmherzige Molly erwärmt, so fingen sie auch an, wacker zu saugen, was Molly mit der größten Sanftmuth duldete. Von nun an wurde diese wieder ganz munter. Sie pflegte mit liebevoller Zärtlichkeit die Kätzchen, leckte sie und trug sie wieder zum Lager zurück, wenn etwa Jemand sie ihr weggenommen hatte, und betrug sich gegen diese Jungen ihrer unversöhnlichen Feindin, als wären es ihre eigenen. Die jungen Katzen wuchsen heran und gediehen vortrefflich und gar Mancher sah mit Verwunderung, wie späterhin die drolligen Thierchen vertraulich mit ihrer Pflegerin spielten und zuweilen noch zu saugen versuchten, als sie schon recht gut selbst fressen konnten. Obwohl nun die Katze ein ziemlich böses Thier wurde und der Kater dagegen sehr sanft war, so muß man doch sagen, daß beide niemals die Dankbarkeit gegen ihre barmherzige Molly verletzten. Sie fraßen gemeinsam und friedlich aus einem Napf, und wenn sie von ihrem Berufe, die Mäuse zu vertilgen, ausruhten, so sah man sie stets zur Seite der Molly, oft sogar mit ihren Köpfen vertraulich auf deren Hals liegend. Noch heute leben Molly und die Katze in derselben Friedlichkeit neben einander, und wer sie sehen will, der besuche meinen Freund Müller, der wird ihm dann auch erzählen, daß und wie der gute Kater ums Leben gekommen ist.

W. Vogeler.

Lieben — Hassen.

Sohn, an deinem schönsten Tag,
Der noch oft dir kehren mag,
Will zu Glückwunsch, Kuß und Gaben
Ernstes Wort sein Recht auch haben.

Hör' dies väterliche Wort,
Und bewahr' es fort und fort,
Und bewähr' es durch die Werke
Deines Eifers, deiner Stärke.

Ja vor Allem — werde stark,
Stark an Willen, wie an Mark.
Stark im Lieben, stark im Hassen:
Kannst du diese Worte fassen?

Rechte Lieb' ist rechter Haß:
Rechte Lieb' ist nimmer laß;
Rechte Liebe kann nicht schwanken,
Wo des Hasses heil'ge Schranken.

Hasse, was des Mannes Muth,
Hasse, was der Thaten Glut
Dir im Herzen untergrabe,
Haß die Eitelkeit, o Knabe!

Hasse, was der Liebe lacht,
Hasse, was dich untreu macht:
Winkt er auch mit gold'nem Stabe,
Haß den Eigennutz, o Knabe!

Eigennutz und Eitelkeit
Wandeln nie allein zu zweit:
Riesig wachsen ihre Züge
Und voraus geh'n Schein und Lüge.

Für die Lüge sei zu stolz,
Für den Schein kein faules Holz.
Leuchte, wo dir's Gott gegeben,
Sonst sei still und treu dein Leben.

Was du thust, das thue ganz:
Mit der Halbheit keinen Tanz,
Mit der Feigheit kein Umarmen,
Mit der Frechheit kein Erbarmen!

Doch du frägst, was Liebe sei:
Freilich wohnt ihr mehr noch bei.
Lieb' ist Werben, Lieb' ist Wagen,
Doch auch Dulden, doch auch Tragen.

Lieb' ist höchster Heldenmuth,
Der freiwillig giebt sein Blut,
Langmuth bis zum Unterliegen,
Doch um sichrer nur zu siegen.

Solch' ein Lieben ganz und gar,
Solch' ein Lieben immerdar
Sollst du lieben, sollst du lernen;
Steure nur mit solchen Sternen!

Steure nur nach solchem Ziel,
Deines Willens starken Kiel!
Wie nur eins ist Lieben, Hassen,
Wirst du täglich besser fassen.

H. F. Maßmann.

Der Deutsche.

In meines Lebens schönsten Blüthentagen,
Als mit der Wahrheit noch die Fabel rang,
Und ich der Wiegenlieder süße Sagen
Mit immer neuem Jubel wieder sang, —
Da lag ich einst in unsers Haines Schatten,
Der Schlaf beglückte mich mit holdem Kuß,
Und weit umher auf blumenreichen Matten
Ertönte laut der Frühlingssänger Gruß.

Es war ein heil'ger Hain, wo einst die Alten
Der Mutter Hertha brachten ihren Dank,
Wo einst im Kreise riesiger Gestalten
Der Waffen Echohall zum Himmel drang;
Wo einst an Hermann's muth'gen Freiheitsbusen
Das treuste Weib, Thusnelda, liebend sank;
Wo einst der heil'gen Barden Kriegesmusen
Den deutschen Helden brachten Siegsgesang.

Denn als der Traum des Jünglings Seele wiegte,
Da trat ein Mann mit ernster Stirn vor ihn, —
Der Vater Teut, den keine Lust besiegte,
Dem einst die Götter Himmelskraft verliehn;
Dem man die Erstgebornen opfernd brachte,
Weil furchtbar hehr sein großer Name klang,
Und man von ihm als einem Gotte dachte,
Der jedes lockende Gefühl bezwang.

Und laut ertönten seines Donners Worte:
„O Jüngling, Treue und Beständigkeit,
Die öffnen dir Wallhalla's goldne Pforte,
Die sind die Führer zu der Seligkeit;
Und willst du fernerhin ein Deutscher heißen,
Der jede Leidenschaft mit Muth bezwingt,
So laß dir nie das höchste Gut entreißen,
Wenn einst der Arm der süßen Lockung winkt!“ —

L. Peters.

Hans Gänsfleisch von Gutenberg,

Erfinder der Buchdruckerkunst.

Zu Kostnitz an dem Bodensee,
Da brät man eine Gans.
Die Flammen lodern in die Höh,
Und Teufel halten Tanz.
Zwar an der Gans hat er nicht Theil,
Das weiß der Böse wohl,
Die fähret auf zum wahren Heil,
Der Himmelsfreuden voll.
Die aber, die sie braten,
Die sind ihm wohl gerathen,
Drob jubelt er in Saus und Braus.

Doch bald darauf, nach kurzer Frist,
Zu Straßburg an dem Rhein,
Sitzt Gänsefleisch, der fromme Christ,
Im Zimmer still allein.

Er kalkuliret und studirt,
Worüber? ahnt man kaum,
Bis daß er's richtig ausprobirt,
Und Wahrheit ist sein Traum.
So hat er's denn errungen,
Der Druck ist ihm gelungen,
Er giebt die heil'ge Schrift heraus.

Drob boßet sich der Teufel sehr
Und hetzet, wen er kann.
Der Gutenberg druckt immer mehr
Und kehrt sich gar nicht dran.
Zwar jener raubt ihm den Gewinn,
So wie des Glückes Gunst,
Doch immer herrlicher erblüh'n
Sieht er die edle Kunst.
Weit über alle Staaten
Streut sie des Geistes Saaten
Und eine neue Zeit bricht an.

Als nun der Luther kam hervor,
Der kräft'ge, deutsche Mann,
Dringt schnell sein Wort in jedes Ohr
Und man erlabt sich dran.
Der Schwan gelangt zum Ziele hin,
Trotz aller Feinde Dräu'n.
Nichts mögen Alle wider ihn,
Sie packen sämmtlich ein.
Drum laßt die Stimm' erklingen,
Dem deutschen Mann zu singen,
Der uns die Druckerkunst ersann.

W. Vogeler.

———

Die goldene Glocke.

Einst ging die Königstochter
Von ihrem Schloß so weit,
Sie trat in des stillen Waldes
Tief kühle Einsamkeit.

Es strahlt auf ihrer Stirne
Die Königskrone von Gold,
Viel goldner ihre Locken,
Die machten sie erst hold.

Und mitten im dunkeln Walde,
Wo silbern schäumt der Quell,
Da wohnt in moosiger Hütte
Ein alter Waldgesell:

Ein Jäger und ein Klausner,
Jetzt liegt er auf dem Knie,
Dann folgt er flink dem Hirsche,
Nun fleht er zur Marie.

Gieb mir die goldne Krone,
Vom holden Haupte dein;
Eine Glocke will ich gießen,
Du Königstöchterlein.

Eine Glocke will ich gießen
Von Gold, zu des Heilands Preis,
Daß, wenn es Zeit zu beten,
Der rauschende Wald auch weiß.

Daß die hellen Töne dringen
Ueber den stillen blauen See,
Dann neigen die Blumen die Häupter,
Dann betet fromm das Reh.

Gieb mir die goldne Krone,
Vom holden Haupte dein,
Eine Glocke will ich gießen,
Du Königstöchterlein.

Da hebt die Augen trutzig
Die holde Königsmaid,
Sollt' ich die Krone dir geben,
Das wär' mir wahrlich leid.

Mein Vater ist ein König,
Mein Bruder ein Königssohn,
Und alle Königskinder
Müssen tragen die goldene Kron'.

Müssen alle Königskinder
Tragen die goldene Kron',
So steh du hier verzaubert:
Er sprach's, sie war es schon.

Und nie und nimmer eher
Sei du vom Bann erwacht,
Bis du die Glocke hörst läuten
Aus der Königskrone gemacht.

Sie war zur Blume worden,
Das holde Königskind,
Weint' täglich helle Thränen,
Und zitterte im Wind.

* *
*

Weine nicht mehr, liebe Mutter,
Ring' nicht die Hände wund.
So sprach der edle Knabe,
Und küßt sie auf den Mund.

Ich geh durch alle Lande,
Ich suche wohl aus und ein,
Und bringe dir zur Stelle
Mein verlorenes Schwesterlein.

Sie schloß ihn an ihr Herze,
Sie drückt ihn recht an sich,
Und als er nun gegangen,
Da weint sie bitterlich.

Doch er zog durch Land und Meer,
Durch Moor und Felsenspalt,
Die Sonne glühte dunkel,
Da kam er in den Wald.

Der Klausner kam gegangen:
Wer bist du? — ein Königssohn —
Giebst du mir wohl vom Haupte
Die helle goldne Kron'?

Nimm hin die goldne Krone,
Was soll mir eitler Schein,
Hätt' ich nur dich gefunden
Mein liebes Schwesterlein.

Da stand er bei der Blume,
Ihm war so herzlich weh,
Es steht der Wald ernst, schweigend,
Es ruht so tief der See.

Da flossen helle Töne
Durch des Waldes Dämmerlicht,
Ihm rollten helle Thränen
Vom schönen Angesicht.

Thränen und Töne gleiten
In der Blume Kelch hinein.
Da fühlt er sich umschlungen,
Da stund sein Schwesterlein.

Mein allerliebster Bruder,
Wie lange harre ich schon,
Nun komm zu unserer Mutter,
Du edler Königssohn!

L. Pomtow.

Frühlingsruf.

Nun lasset Traum und Schlummer,
Ihr Blumen allzumal!
Eröffnet ist zum Tanze
Der große Frühlingssaal.

Die Musikanten warten
Auf euch schon lange Zeit,
Wacht auf, und wählt zum Schmucke
Das schönste Feierkleid.

Im Wald die Ouvertüre
Ertönt mit Zauberklang,
Und weitgereiste Sänger
Wetteifern im Gesang.

So schreitet denn zum Tanze
Dort auf dem duft'gen Grün,
Wacht auf, die Musikanten
Bald wieder weiter ziehn.

Albert Kiekebusch.

Gesang der Schwalbe.

Ich flieg im Herbste, liebes Kind,
In's ferne Land der Pyramiden,
Wo Könige und Weise ruhn
Seit tausend Jahr in tiefem Frieden.

Kein Mensch besucht ihr Grabdenkmal,
Nur wir seit langen, langen Jahren;
Durch unsern Sang allein, allein
Sie von der Welt etwas erfahren.

Dann richten sie im Sarg sich auf,
Den Staub sich schüttelnd vom Gewande,
Erzählen sie die alte Mähr
Vom grauen, grauen Wunderlande.

So wecken wir sie Jahr um Jahr
Durch unsern Sang, durch unsre Lieder,
Doch scheiden wir von hinnen dann,
So legen sie zum Schlaf sich wieder.

Ferdinand Schmidt.

Kind und Grauvöglein.

Kind.

„Grauvöglein, sag', wo kommst du her?“

Grauvöglein.

„Ich bin gekommen weit über's Meer.“

Kind.

„Und wo fliegst du im Herbste hin?“

Grauvöglein.

„Wo ich im Süden geboren bin.“

Kind.

„Kommst du auch wieder über's Jahr?“

Grauvöglein.

„Ich komme und gehe immerdar,
Im Frühling komm' ich, im Herbst zieh' ich fort,
Ich leb' im Winter im Süd, im Sommer im Nord.“

Kind.

„Wie schwingst du dich so hoch, wie fliegst du doch so weit,
Grauvögelein, du gutes, im leichten Federkleid!
Doch sag', wenn du einst stirbst, wo wirst du denn begraben?“

Grauvöglein.

„Da wo die Eltern mein, mich ausgebrütet haben.
Es tönt, wenn einstens naht für mich die Sterbestunde,
Ein letztes frommes Lied aus meinem Sängermunde.
Die Kindlein, denen ich hier lehre ihre Lieder,
Besuchen dann mein Grab in jedem Jahre wieder.“

Ferdinand Schmidt.

Das trauernde Mägdlein.

Am Grabe sitzt und weinet
Ein armes Mägdelein,
Da unten liegt ja die Mutter
Im stillen Todtenschrein.

Es liebte sie so innig,
Von Grund des Herzens so sehr,
Doch nun hat es keine Seele
Auf der weiten Erde mehr.

Nun schluchzt es laut und kläglich,
Nun kennt es keine Lust,
Und seufzt: Ach könnt' ich doch schlummern
Dort unten an deiner Brust.

Das haben die singenden Vögelein
Vernommen hoch in der Luft,
Das haben verstanden die Blumen,
Die holden, mit ihrem Duft.

Die Vöglein mit lieblichen Liedern,
Die Blumen mit süßem Duft,
Sie haben das Mägdlein versenket
In Schlummer auf der Gruft.

Da ist es nicht wieder erstanden,
Es schlief auf ewig ein;
Nun liegt es unten im Sarge
Bei seinem Mütterlein.

F. W. Riehl.

Größe unseres Sonnengebäudes.

Leichter wird es dem Gedächtnisse und der Bildkraft ungeheure Räume mit bekannten Größen zu vergleichen, als Millionen von Meilen zu behalten. Unsere Sonne hat 200000 Meilen im Durchmesser; der nächste um dieselbe kreisende Planet läuft in einem Abstande von 8 Millionen Meilen, d. h. 40 Mal den Durchmesser der Sonne enthaltend. Um ein leichteres Bild zu gewinnen, stelle man sich eine unendliche Ebene vor, in deren Mitte ein zwanzig Fuß hoher Apfelbaum steht. 800 Fuß von dem Baum dreht sich der erste Apfel in einem Kreise um denselben; 700 Fuß weiter von diesem der zweite, 600 Fuß weiter der dritte, 1000 Fuß entfernter der vierte, also wenig über 3000 Fuß oder $\frac{1}{8}$ Meile von dem Baum. Diese vier Aepfel sind die vier nächsten Planeten: Merkur, Venus, Erde, Mars. Den fünften Kreis füllen in einer Breite von 1100 Fuß kleine Planeten, nach dem Bilde, das wir gewählt haben, von der Größe der Apfelkerne, gegen 5 bis 6000 Fuß von dem Apfelbaum entfernt, welche man als Bruchstücke eines früher größeren Wandelsternes annimmt. Man nennt sie Planetoiden oder Asteroiden und nach der Reihe der Entfernung von der Sonne: Flora, Vesta, Metis, Iris, Hebe, Asträa, Juno, Ceres, Pallas, Hygiea. Nach diesen beiden Gruppen der Aepfel und Apfelkerne folgt nun die Gruppe der Kürbisse oder der großen, auch äußeren Planeten. Im sechsten Kreise wandelt der größte von allen: Jupiter, in einem Abstande fast einer halben Meile von dem die Sonne vorstellenden Baume. Den siebenten Ring füllt der nächste an Größe, Saturn, aus, von beinahe einer Meile Abstand vom Mittelpunkte. Durch den achten Raum wandelt Uranus fast zwei Meilen von dem Apfelbaum entfernt. Endlich den neunten Kreis durchläuft der kürzlich entdeckte Neptun in drei Meilen Abstand.

In der ersten Gruppe der untern oder nächsten Planeten hat nur die Erde einen Mond oder Trabanten; in der mittlern Gruppe findet sich keine Spur von einem Monde; in der dritten Gruppe der äußeren

oder entfernteren Planeten findet sich eine Fülle von Monden: der Jupiter hat vier, der Saturn sieben und noch einen dreifach getheilten Ring, der Uranus sechs und vom Neptun ist es noch ungewiß.

Die Dichtigkeit der vier untern Planeten ist die des Eisens; die der zehn kleinsten, die des Salzes, und die der vier großen, die des Tannenholzes.

Die Zeit der Achsendrehung bei den vier untern Planeten ist im Allgemeinen 24 Stunden; die der mitteln kleinen ist noch gänzlich unbekannt, und die der großen äußern nur die Hälfte von der der untern, gegen 12 Stunden. Diese Achsendrehung läßt einen Blick in die Entstehung dieser Weltkörper thun. Wenn dieselben wirklich aus einer feinen Dunstmasse entstanden sind, so mußten gerade diejenigen, welche aus einer sehr ausgedehnten Masse sich zusammenballten, eine schnellere Achsendrehung erhalten, als diejenigen, welche aus einer beschränkteren Masse ihren Kern bildeten. Zuerst gewann nämlich die ganze Masse des dunst- oder nebelhaften Sonnenbaues durch ihre Umdrehung eine Linsengestalt, aus welcher nun der Mittelpunkt als Sonne, dann die um dieselbe fast kreisförmig sich drehenden Planeten oder Wandelsterne, so wie die in eirunder Bahn sich herumschwingenden gasartigen Haarsterne oder Kometen, sich gestalteten. Da nämlich die sich zusammenballenden Nebeltheilchen, je entfernter eine weit größere Geschwindigkeit hatten, als die der Sonne nähern, so entstand durch diesen Gegensatz der Geschwindigkeit eine schnellere Umdrehung des sich bildenden Planeten um seine Achse.

Was die erwähnten Kometen betrifft, deren Zahl sich in die hunderte beläuft, so herrschen darüber zwei verschiedene Meinungen. Einige meinen, daß sie erst sich gestaltende Planeten wären; ein bekannter, unlängst verstorbener Weltweiser, betrachtet sie umgekehrt als schon verlebte Wandelsterne, welche das Gesetz der Schwere überwunden hätten, und in seliger Ungebundenheit durch den unendlichen Raum unseres Sonnengebäudes schweiften. Was die letzte Meinung betrifft, so folgen diese Haar- oder Schweifsterne allerdings dem Gesetze der Schwere, indem sie in der Sonnennähe von der Kraft der Sonne angezogen, fast tausend Mal schneller laufen, als in der Sonnenferne, beinah am Rande unseres Sonnengebäudes. Kurz, diese Kometen sind bis jetzt noch ein eben so ungelöstes Räthsel, wie die Luft- oder Meteorsteine, welche Manche für terrestrischen oder irdischen,

Andere für kosmischen oder himmlischen Ursprungs halten. So bleibt dem forschenden Geiste des Menschen für die Zukunft noch manche Aufgabe zu lösen, schwieriger als das Räthsel der Sphinx.

August Zeune.

Herr Fink und Frau Nachtigall.*

Herr Fink sprach einst zur Nachtigall
Nach kecker Finken Art:
„Frau Nachbarin mit süßem Schall,
Wie singt ihr doch so zart!
Nur schade, daß in unserm Hain
Euch selten Jemand hört;
Wir wohnen hier so ganz allein,
Kein Mensch kennt euren Werth!

Wie wär's, wenn wir nach Künstler Brauch
Hinzögen nach der Stadt;
Die Stadt entschädigt für den Strauch,
Den man verlassen hat.
Da singen wir in Hofes Glanz
Und vor des Fürsten Thron;
Da reicht man euch des Ruhmes Kranz
Und gibt euch goldnen Lohn.“

„Ach lieber Fink!“ sprach Nachtigall,
„Ich lieb' den Hof nicht sehr;
Wie Mancher kam da schon zu Fall,
Büßt' seine Ruhmsucht schwer.

---

* In Musik gesetzt, siehe Bittkow's Waldvögelein, Heft 2, Berlin.

Ich liebe unsern dunklen Hain,
Wo ich das Licht erblickt;
Bin still für mich und gern allein,
Weil Stille mich beglückt.

Ich buhle nicht um Fürstengunst
Und nicht um goldnen Lohn;
Natur gab gütig meine Kunst,
Das Laubdach ist mein Thron.
Und kommt ein krankes Menschenherz,
Zu ruh'n in unserm Hain;
Dann sing' ich liebend seinen Schmerz
Mit sanften Tönen ein.“

Theophil Bittkow.

Der rechte Stand.

Wo steh' ich recht? wo richt' ich hin
Für rechtes Sehen Aug' und Sinn?
Von unten auf? herab von oben?
Sprich: welche Stellung wirst du loben?

O je! je höher ist der Berg,
Des mehr wird unten alles Zwerg,
Und schaust du auf aus Thales Wiesen,
Du schauest oben eitel Riesen.

Erröthe! wisse, du treibst Spott
Mit dir, willst sein ein kleiner Gott:
Kannst schau'n kaum zehn Minuten weit,
Und willst erschau'n Unendlichkeit.

Nein, so ist nicht der Augen Macht,
So stehst du nicht auf rechter Acht,
In eig'ne Tiefe mußt du steigen,
Nur in dir wird die Welt sich zeigen.

Da draußen ist dein Maß zu kurz,
Ist nichts als Fall und Uebersturz,
Und zwischen Wagen und Verzagen
Wird um dich Nacht zusammenschlagen.

Da klingt es: Tief in dich hinein!
Fern von des Lebens Sonnenschein!
Doch zitt're! denn auch da sind Nächte
Und lauern wilde wirre Mächte.

Doch kämpfst du dort dich durch zum Licht,
So steht dein Auge recht gericht't,
Hoch über Welt- und Sonnen-Straßen
Versteht's das Maß von Gottes Maßen.

Denn Herzenslicht ist Licht vom Herrn,
Viel heller als der hellste Stern,
Und alle Tiefen, alle Höhen
Durchdringt sein Sehen, sein Verstehen.

E. M. Arndt.

An Frau Elisabeth Eichenberg.

Du fragst mich oft nach Himmelszeichen,
Du fragest: wo und was ist Gott?
Wo sind die Bilder, die nicht bleichen
Vor Schrecken, voll von Hohn und Spott?
Die nicht erbleichen vor Gesichtern,
Voll Schlangentrug und Höllengraus,
Die gern von allen Himmelslichtern
Die letzten Funken bliesen aus?

So klagst du ältste Menschenklagen,
So klagst du ältstes Erdenleid
Und rollst des Daseins Räthselfragen
Viel um im Kopf- und Herzens-Streit,
Und thürmest Bilder dir aus Bildern
Auf einen Thurm der Brandungsfluth,
Daß alle Sinne dir verwildern
Und alle Flügel senkt der Muth.

O höchste Leiter ohne Stufen!
O tiefstes Wasser ohne Grund!
So muß die arme Seele rufen,
Verschlungen gar von diesem Schlund;
So reißt die Last der schweren Fragen
Sie wild in's kalte Nichts hinab,
So sinkt mit allen schönsten Sagen
Ihr goldner Zukunfttraum in's Grab.

Und doch ermanne dich, du arme,
Du bange Seele wache auf!
Wach' auf, und lege dich an's warme
Und volle Gottesherz, wach' auf!
An dieser Sonne aller Sonnen
Weck die erstarrten Funken auf!
So blüh'n dir neu die alten Wonnen,
So geht dir neu der Himmel auf.

Dann haucht das treuste Bild der Liebe,
Dann haucht dein Heiland weg den Schmerz,
Und wenn dir nichts, auch gar nichts bliebe,
Dir bleibt dein Selbst, dir bleibt dein Herz.
Auch dies hat seine Morgenröthen,
Hat seine Donner, seinen Blitz,
Hat seine Seher und Propheten,
Die wissen mehr als Tageswitz.

E. M. Arndt.

Gottes Weg und Spur.

„Die leisen Töne bleiben lang,
Des Donners Schlag ist kurz,
Der schnellste Gang, der kühnste Gang
Hat auch den schnellsten Sturz.“

Gewaltig's Wort und kluges Wort,
Wohl fühl' ich deinen Sinn,
Doch Herz und Leben brausen fort,
Sie brausen mit uns hin.

Was Glück, was Fall, was Ernst und Scherz?
Du armes Menschenkind,
Du armes kurzes Menschenherz,
Das fließt wie Strom und Wind!

Du hältst es nicht, Gott hält es nur,
Laß ihm den Weltenlauf,
Du folge treu der alten Spur,
Und blicke himmelauf.

Die alte Spur ist treue Spur:
Ob langsam, ob geschwind,
Das Beste ist, weiß Einer nur,
Dem traue Menschenkind.

E. M. Arndt.

Der Schmetterling und das Veilchen.

Ein Märchen.

In dem weichen Moose, am Stamme einer hohen Eiche stand ein junges Veilchen in der Frühlingszeit. Die Zweige des Wachholderstrauches breiteten sich über ihm aus zum schützenden Dache. Milde Lüfte, die mit den Lerchen und Waldvöglein gekommen waren, erweckten das Leben in seiner Knospe, aber sie war noch geschlossen. Als der erste Lichtschimmer in die Knospe fiel, erblickte sie dicht neben sich in der geborstenen grauen Rinde der Eiche eine Schmetterlingspuppe. Auch in dieser regte sich das Leben, und durch die immer dünner werdende Hülle schimmerte schon das Licht. Da begrüßte die Schmetterlingspuppe die Knospe, und sie erzählten einander von ihren Hoffnungen und Träumen.

„Ich habe geträumt," begann die Schmetterlingspuppe, „meine Hülle sei eines Tages herabgesunken, und ich hätte mich mit bunten, leichten Flügeln emporgeschwungen über grüne Wipfel, blühende Auen und Tempel mit goldenen Kuppeln."

Das Veilchen aber erzählte: „In der Nacht, in der die Menschen die grünen Tannenbäume, die sie aus den Wäldern holen, mit bunten Lichtern schmücken, hatte auch ich einen wunderbaren Traum. Damals war mein Leib eingehüllt in der Decke des Schnees, und ich lag in kalter Erde still und stumm. Im Traume war mir's, als öffnete sich mein Auge, und ich sah den blauen Himmel. Und ringsum standen tausend Geschwister der Erde mit mir auf, und alle, geschmückt mit vielerlei Farben, schauten selig in die große Morgensonne. Als wir einige glückliche Tage verlebt hatten, erhoben sich unsere Seelen, die bei uns Blumendüfte heißen, empor zum Himmel."

„Wie war es dort?" fragte die Schmetterlingspuppe.

„Weiter ging mein Traum nicht," antwortete sanft die Knospe. „Aber ich hoffe, es wird dort schön sein, vielleicht noch schöner als hier."

„Was giebt dir diese Hoffnung?" fragte wiederum die Schmetterlingspuppe.

Die Knospe schwieg einige Augenblicke, dann antwortete sie leise: „Mein Vertrauen zu dem guten Geist, den die Menschen Gott nennen."

Noch einmal fragte die Schmetterlingspuppe: „Wie bist du denn aber zu dem Vertrauen gekommen, das dir eine so schöne Hoffnung giebt?" —

Und die Knospe sagte: „Das, was ich schon jetzt empfinde, erfüllt mich mit Vertrauen. Der Gott, der hier schon so wunderbar für mich sorgt, und mir in meinem Herzen so viel Glück bereitet, der wird mir gewiß auch noch ferner Glück und Freuden bieten. Gab er mir doch die Ahnung noch höhern Glückes!" —

„O geliebtes Veilchen," sagte die Schmetterlingspuppe, „ähnliche Gedanken erfüllen auch mich, und ich danke dir, daß du sie durch dein Bekenntniß gestärkt hast! Aber was ist das?" fuhr sie fort, „es wird dunkler und dunkler, der Lichtschimmer, der durch meine Hülle dringt, nimmt ab. Merkst du es auch?" —

„Ich fühle es auch," antwortete die Knospe. „Es ist vielleicht der heranbrechende Abend einer Zeit, welche die Menschen einen Tag nennen. Doch laß es immerhin dunkel werden! Fürchte nichts! Der es dunkel

werden läßt, ist auch der Herr des Lichts! Laß nicht Bangigkeit in deine Seele kommen! Glaube und vertraue nur, daß Alles wohl und gut werden wird!“ —

Unter solchen Gesprächen kam der sanfte Schlaf über die Schmetterlingspuppe, und auch das Veilchen entschlummerte in Frieden.

Waldmusik weckte am nächsten Morgen die Veilchenknospe. Muntre Vögel sangen, und in den Wipfeln rauschte es, als ob eine Hand leise und kunstgeübt über eine Harfe glitt. Da ward der Knospe so wohl und so selig im Herzen. Sie versuchte, ihre Augen aufzuschlagen, und siehe, leicht öffneten sich die Augenlieder, und sie blickte in die Pracht des Frühlings. Entzückt sahe sie auf die großen duftenden Bäume, deren Zweige sich segnend über die Erde breiteten. Sie blickte voll Verwunderung zum blauen Himmel empor, wie auf das zarte Moos zu ihren Füßen. Aber am schönsten gefiel ihr eine zarte Blüthe, die dicht vor ihr an einem langen gebogenen Grashalm hing. Ihre blauen Blätter, auf denen der feinste Goldstaub zu schimmern schien, waren mit rothen und gelben Ringlein geschmückt. Aber, o Wunder! — die Blüthe begann zu sprechen, und die Stimme kam ihr bekannt vor, obwohl die Töne so sanft und klar waren, wie sie dieselben früher nicht vernommen hatte. Und sie hörte die Worte: „Kennst du mich nicht, du liebliches Veilchen? — Siehe, leer ist meine Hülle; mein Traum und meine Hoffnung ist in Erfüllung gegangen!“ —

Da erkannte das Veilchen den Schmetterling, und in ihren Augen hing's wie Morgenthau. Aber auch der Schmetterling freute sich über das blühende Veilchen, dem er nun in's klare, blaue Aeuglein schauen konnte. Es hatte die Farbe des Himmels, und in seinem Innern glänzte ein lichter Stern.

„Nun wollen wir in unsrer Wald-Einsamkeit fröhliche Tage verleben,“ sagte der Schmetterling. „Ich will dein Gespiele sein, wir wollen lachen und scherzen, und uns Geschichten und holde Märlein erzählen.“

Das Veilchen schwieg und senkte sein Haupt.

Da fragte der Schmetterling betrübt: „Du willst mich nicht zum Gespielen haben?“

„Du bist so schön,“ antwortete das Veilchen leise, „und ich bin nur ein Veilchen. In fernen Gärten stehen Blumen von deiner Farbenpracht.

Mein Hüttchen, das mir der gütige Wachholderstrauch gebaut hat, paßt nicht für dich."

"O wie froh bin ich," rief der Schmetterling, "daß du nicht andre Gründe hast, du Demuthsvolle. Ich will keine anderen Blumen sehen, und will keine andere Gespielin haben, als dich, mein frommes Veilchen!"

Da rollte ein Thränlein aus des Veilchens Auge in's Moos.

Glückliche Tage verlebten nun die Beiden. Der Schmetterling erhob sich zwar oft bis über die grünen Wipfel der Tannenbäume, ja er flog bis zum blauen See, der eine weite Strecke vom Wachholderhüttchen entfernt lag, aber er that es nur, um dem Veilchen recht viel erzählen zu können. O, wie schaute es ihn so traulich und freundlich an, wenn er wieder kam und sich fröhlich in das von Duft erfüllte Hüttchen seiner Gespielin niederließ. Dann erzählte er ihr Alles, was er gesehen hatte, von den Fischlein im See und den Libellen des Schilfes, welche Flügel haben, die bunten Netzen gleichen, oder von den Nestern der Vögel, die er auf den Zweigen gesehen, von den brütenden Müttern, den bunten Eiern und den Jungen. Des Abends aber, wenn der Mondesstrahl durch die Zweige fiel, viele kleine Thautropfen als leuchtende Küglein ringsum erglänzten, und das Glühwürmchen ihre Ampel war, erzählte am liebsten das Veilchen von der Blumenkönigin auf der Elfeninsel. Und sie plauderten süß und leise, bis der Schlaf ihre Augen schloß.

Eines Tages schaukelte sich der Schmetterling auch wieder über dem blauen See, und ergötzte sich an den Goldfischchen, die fröhlich emporsprangen. Da kam ein Schmetterling in rother Uniform, ein Admiral, daher geflogen. Die Schmetterlinge begrüßten sich, und flogen ein Stück neben einander. Der Admiral erzählte von einem Lustgarten, der hinter den Bergen läge, von Springbrunnen, geputzten Menschen und einem weißen, marmornen Schlosse. Besonders aber rühmte er die prächtigen Blumen des Gartens, und sagte: hier im Walde fände man keine einzige so schöne Blume, er kenne die Welt! —

Da wandte sich der blaue Schmetterling schweigend von ihm, und flog zu seiner Gespielin. Er erzählte ihr von dem Admiral, nur verschwieg er das, was derselbe über die Waldblumen gesagt hatte. Nun bat ihn das Veilchen, den Schloßgarten morgen zu besuchen, und ihr dann zu erzählen. Am andern Morgen erhob er sich früh in die Luft. In der Ferne schimmerten ihm die blauen Berge entgegen, hinter denen

der Schloßgarten sein sollte. Er entschloß sich nun bestimmt, ihn zu sehen, und munter flatterte er dahin. Ein leichter Wind beschleunigte seinen Flug. Endlich hatte er den Garten erreicht. Aber welch eine Pracht schauete er hier! In der Mitte des Gartens stand, von Säulen umgeben, ein großes Schloß von weißem Marmor, dessen Dach mit Goldblech gedeckt war. Gewundene Gänge durchkreuzten den Garten nach allen Richtungen, und Tausende von Bäumen und Blumen erfüllten ihn mit süßem Wohlgeruch. Der Schmetterling setzte sich auf eine Jasminlaube, und siehe, da fand er auch den Admiral. Der Duft der Jasminlaube berauschte ihn. Er ward ganz entzückt und flog lustig von Blume zu Blume. Da er schön war, redeten die Blumen alle mit ihm, selbst die Tulpe. Und er erzählte ihnen von seinem Walde. Doch die stolzen Blumen des Schloßgartens lächelten über die Waldblumen, und siehe, er gab ihnen recht, und sagte, er hätte im Walde eine Gespielin gehabt, ein Veilchen, aber sie gefiele ihm nun nicht mehr, und er wolle auch nicht mehr zurück.

So verlebte er in Lust den Tag, und kehrte wirklich am Abende nicht nach seiner Heimath. In derselben Weise vergingen mehrere Tage. Der starke Duft der Jasminblüthen, den er von Zeit zu Zeit trank, betäubte ihn, wild flatterte er den Tag über durch Blätter und Sträucher, und merkte es nicht, wie die Farben auf seinen Flügeln nach und nach verwischt wurden, und er endlich alle Schönheit verlor. Aber die stolzen Blumen merkten es gar bald, und keine wollte am dritten Tage mehr mit ihm sprechen. Er erschrak, noch mehr aber, als er sah, wie nicht weit von ihm ein böser Knabe den lustigen Admiral fing, und ihm eine spitze Nadel durch die Brust stieß.

Da gedachte er wieder der Heimath und seiner treuen Gespielin. Und er machte sich auf, und flog dem Walde zu. Immer größer ward seine Sehnsucht nach dem Veilchen, und immer lebhafter erkannte er sein Unrecht und seine Thorheit. Als er gegen Abend in den Wald kam, da rauschten leise die dunklen Zweige, und es war ihm, als hörte er einen Todtengesang. Voll unendlicher Bangigkeit erreichte er endlich den bekannten Ort, und ließ sich herab. Aber o weh! Das Veilchen hatte sein Haupt gebeugt, und war vor Gram um seinen Gespielen gestorben.

Da saß er nun im tiefsten Schmerz die ganze Nacht wachend auf einem Zweige des Wachholderstrauches. Als aber die Sonne aufging,

sahe er sich ganz verändert. Die Farbe der Nacht und des Grames hatten sich auf seine Flügel gesenkt. Die Ränder derselben waren mit goldenen Sternen eingefaßt. Als Trauermantel fliegt er nun einsam über Berg und Aue, und klagt über das todte Veilchen.

Ferdinand Schmidt.

Der Weihnachtsmann in Paris.

Die französischen Kinder sind doch recht unglücklich. Die haben nie einen schönen, grünen Christbaum gesehen mit Aepfeln und Nüssen aufgeputzt; die kennen auch den Weihnachtsmann nicht, und vom Ruprecht haben sie nie etwas gehört. Nun sind aber in Paris, der Hauptstadt von Frankreich, auch viele Tausende von Deutschen, die ihre deutsche Sitte beibehalten, und das freudige Weihnachtsfest feiern. Da kommen denn die Franzosen, sperren Mund und Nase auf, wenn sie die vielen Lichter am Christbaum sehen, und sagen: Tiens, c'est beau! Ich möchte wohl wissen, wie das auf deutsch heißt.

Es war nun auch ein Musikant aus Hessen in Paris, ein sehr armer Mann. Er hätte so gern seinem kleinen Emil ein Weihnachtsgeschenk gemacht; aber seine Frau war sehr krank, und der kleine Emil mußte gerade heute den letzten Franken in die Apotheke tragen. Als er so gegen Abend über die Seine ging und die Pfefferkuchenhändler ihre zweiräderigen Wagen über die Straße schieben sah, und als ein Mann in einer blauen Blouse den Vorübergehenden seine Waaren anpries, Hemdenknöpfe, Scheeren, Schreibebücher, Tintenfäßchen, das Stück immer nur fünf Sous: da dachte er an das vorjährige Weihnachtsfest zurück, wo er noch in Deutschland gewesen war und auch sein Geschenklein erhalten hatte.

Während er so in Gedanken stehen blieb, fiel ihm sein Arzneifläschchen an die Erde. Schon wollte ein schnell Vorübergehender den Fuß darauf setzen, da schrie Emil: Meine Arzenei, meine Arzenei! — Da hielt der Herr den Fuß zurück, und fragte auf deutsch: Du bist ein Deutscher, mein Junge? — Ja, mein Herr. — Für wen ist denn die Arzenei? —

Für meine Mutter. — O, ihr habt schlimme Festtage! Wird dir denn der Weihnachtsmann recht schöne Geschenke bringen? — Ach, mein Vater ist zu arm, um mir etwas zu kaufen, und es giebt gar keinen Weihnachtsmann. — Aber ich bin ja selbst der Weihnachtsmann.

Da sah ihn der kleine Emil an; der Herr aber sah wie ein andrer Mensch aus, und man konnte gar nicht sehen, daß es der Weihnachtsmann war. Der Herr fragte ihn aber weiter, wer sein Vater wäre, und schien ordentlich erfreut zu sein, als er hörte, derselbe sei Musikant. Er fragte auch, wo sein Vater wohne, und dann sagte er zu dem kleinen Emil: Lebe wohl, Kleiner, und sage deinen Eltern, daß der Weihnachtsmann heute zu ihnen kommen wird.

Wie sprang der kleine Emil froh nach Hause in das enge Gäßchen, wo seine Eltern wohnten. Wie hurtig hatte er die fünf Treppen erstiegen. Aber oben sah es traurig aus. Es war eine bittere Kälte in der Stube, und die beiden Leute hatten für morgen Nichts zu essen, gar Nichts. Kummervoll saß der Vater am Bett der kranken Mutter, und sein Gesicht wurde noch kummervoller, als der kleine Emil plötzlich in's Zimmer sprang und rief: Vater, Mutter, ich habe den Weihnachtsmann gesehen; er kommt heute zu uns! Er spricht ganz gut deutsch, und ist sehr freundlich. — Nun erzählte er die ganze Begebenheit. Der Vater schüttelte lächelnd den Kopf. Der kleine Emil wartete den ganzen Abend auf den Weihnachtsmann. Schon begann er, die Ehrlichkeit desselben zu bezweifeln. Da geht die Thür auf. Mutter, ruft er, der Weihnachtsmann! Dieser tritt herein, erkundigt sich zuerst, ob ihr Emil ein artiger Knabe ist, und als sie es bejahen, zieht er Pfefferkuchen, Aepfel, Nüsse und ein schönes Lesebuch mit Bildern hervor, und giebt es dem Kleinen. Dann läßt er sich in ein Gespräch mit den Eltern ein, und als er gesehen, daß es unglückliche, aber wackere Leute sind, so überreicht er ihnen zuerst zur Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse zehn Franken, und verspricht, dem Vater ausreichende Beschäftigung nachzuweisen, da er selbst Musikus sei, und für die Mutter bis zu ihrer Genesung Sorge tragen zu lassen.

Denkt euch die Freude der armen Leute.

Büchmann.

Die lebendigen Pfefferkuchen.

Es waren einmal zwei kleine Mädchen, Schwarzköpfchen hieß die eine, Blondköpfchen die andere. Schwarzköpfchen konnte gar nicht sparen, Blondköpfchen aber verstand es, sich ihre Sachen recht lange zu erhalten. Zu Weihnachten hatten die beiden Mädchen, jedes zwei Pfefferkuchen bekommen. Der eine stellte einen Husaren zu Pferde vor mit einer Trompete, und der andere ein Tyrolermädchen. Sie hatten sich recht darüber gefreut. Als Schwarzköpfchen nun schlafen ging, wollte sie ihren Husaren anbeißen. Da geschah ein Wunder, denn der kleine Husar schrie: O, tödte mich nicht, ich will dir auch etwas vorblasen! Da tödtete sie ihn nicht, und er blies:

Einen Husaren von Kuchen
Trara, trara! —
Der so schön bläst, wie ich,
Den sollt ihr lange suchen.
Trara, trara! —

Blondköpfchen hatte sich ruhig schlafen gelegt, und als sie am Morgen ihren Husaren besah, da sagte der: Guten Morgen, Blondköpfchen. Soll ich dir ein Lied blasen? — Da blies er:

Einen Husaren von Kuchen
Trara, trara! —
Der so schön bläst, wie ich,
Den sollt ihr lange suchen.
Trara, trara! —

Da freuten sich die beiden Mädchen. Aber Schwarzköpfchen hatte doch große Lust, ihren Husaren zu essen. Als der das aber bemerkte, gab er seinem Pferde die Sporen und wollte davon reiten. Da sagte sie: Ei, du böser Kerl, du bist also ein Ausreißer? Warte, ich werde dir dein Pferd aufessen, dann wirst du das Ausreißen schon lassen. Und so aß sie sein Pferd auf. Seitdem aber blies ihr Husar keine Lieder mehr. Blondköpfchen aber hörte alle Morgen das Trompeterstückchen ihres Husaren.

Schwarzköpfchen hingegen sagte zu dem ihrigen: Ei, du böser Kerl, du hast eine Trompete und bläst nicht? Schnell aß sie seine Trompete auf. Da wollte er seinen Säbel ziehen; doch Schwarzköpfchen kam ihm zuvor und aß auch den Säbel auf. Endlich sollte nun auch die Reihe an das Tyrolermädchen kommen! Da sprach der Husar: O, iß sie nicht, ich will mich mit ihr verheirathen. Sie aber kehrte sich nicht daran, und aß das Tyrolermädchen auf. Da wurde das schöne braune Pfefferkuchengesicht des Husaren so gelb, wie eine Semmel; denn er grämte sich sehr.

Blondköpfchen aber war sehr freundlich gegen ihren Husaren und ihr Tyrolermädchen, und es fiel ihr nicht ein, sie aufzuessen. Da sagte eines Morgens der Husar: Blondköpfchen! Darf ich dein Tyrolermädchen heirathen? Das erlaubte Blondköpfchen.

Schwarzköpfchen aß nun zuletzt noch ihren Husaren auf; der aber schmeckte gar nicht einmal; denn vor Gram hatte er alle Süßigkeit verloren.

Blondköpfchens junges Ehepaar aber lebte sehr glücklich miteinander.

Büchmann.

Der Elfentanz.*

Lose und lind
Koset der Wind
Ueber die stillen Fluren;
Tändelnd spielt die Welle,
Und die Mondeshelle
Zeigt der Elfentänze Spuren.

Lieblicher Stern
Funkelt von fern,
Rufet die Elfengeister.
Und sie kommen Alle
An mit Sang und Schalle,
Denn es rief ihr Herr und Meister.

---

* In Musik gesetzt, siehe Bittkow's Waldvöglein, Heft 2, Berlin.

Zierliche Schaar!
Pärchen an Paar
Hüpft nach des Taktes Welle.
Rosenblätter=Wagen,
Von der Luft getragen,
Bringen sie zur kühlen Quelle.

Schimmerndes Licht
Ist ihr Gesicht,
Wunderbar ihr Beginnen;
Käfer sind die Pferde,
Lieblich von Gebärde
Sind die holden Tänzerinnen.

Goldener Pfeil
Flieget in Eil
Hin durch des Himmels Weiten.
Tanz ist nun zu Ende,
Blitzschnell und behende
Siehet man die Elfen reiten.

Ueber die Höh',
Ueber den See
Hört man die Elfen blasen.
Und das klingt so leise
Ganz, wie Elfenweise,
Wenn sie tanzen auf dem Rasen.

Theophil Bittkow.

Das Märchen vom buckligen Männlein.

Vor vielen hundert Jahren, und Dem, der dies zuerst erzählt hat, thut der Kopf nicht mehr weh, gab es in einem kleinen Städtchen ein Haus, welchem Jedermann gern aus dem Wege ging, wenn sich's thun ließ. Du möchtest gerne wissen, warum? — Ich will Dir's sagen.

Das Haus stand schon seit 30 Jahren unbewohnt, und der es zuletzt bewohnt hatte, das war ein kleines buckliges Männlein gewesen, geizig und hartherzig, und die Leute sagten, weil das böse Männlein das Geld so gar lieb gehabt, daß es Gottes und des lieben Heilandes darüber vergessen, so könne es nicht Ruhe finden in der kühlen Erde, und poltere nun Tag und Nacht in dem Hause umher, und wolle auch keinem Andern darin Ruhe gönnen. Verirrte sich einmal ein Wanderer hierher und wollte sein müdes Haupt ruhen, dann neckte ihn der Poltergeist so lange, bis er zuletzt bös wurde und in Schimpfreden oder auch wol gar in arge Verwünschungen ausbrach. — — Dann aber — als hätte das bucklige Männlein dies nur gewollt — ging der Spuk erst recht los. — Es blies sich auf, wie ein Frosch, seine Augen traten ihm weit aus dem Kopf heraus vor Zorn und funkelten, wie das helle Feuer, und wüthend ergriff es den erschrockenen Wanderer und setzte ihn unsanft vor die Thüre des unheimlichen Hauses.

Nun begab es sich, daß ein junger fröhlicher Handwerksbursch in das Städtlein einzog. Das war ein redliches, frommes Blut. Er hatte bis vor einem Jahre sein alt Mütterlein treulich gepfleget, und als es nun starb, da rief es ihm zu: „Der liebe Gott wird dich segnen, und so du immer fromm und gut bleibst, wird er es dir nimmer fehlen lassen.“ Dann drückte der junge Mensch ihre treuen Augen zu, begrub sie unter vielen Thränen, schnürte sein klein Bündel, zog in die weite Welt und war nun hier.

Der Abend war bereits hereingebrochen, und der Handwerksbursch fragte einen Vorübergehenden um eine Herberge. Dieser aber war ein loser Schalk, und da er sahe, daß es ein Fremder sei, der ihn fragte, so meinte er, er wolle ihn dahin führen. Darauf führte er ihn nach dem

bösen Hause und sagte, da solle er nur hineingehen, das sei eine gute Herberge, und er wünsche ihm eine recht ruhige Nacht. Dann begab er sich lachend hinweg.

Du meinst, das war schlecht gehandelt, und bedauerst den armen Handwerksburschen. Da hast du ganz Recht, bedaure ihn indeß nicht allzusehr. Du weißt ja, daß er ein gottesfürchtig Herz hatte, und wenn einem frommen Menschen ein Böſewicht oder ein leichtsinniger Schalk schaden will, so wendet es Gott allezeit zum Guten. So auch hier.

Unser Handwerksbursch, nachdem der Schalk ihn verlassen, schritt ohne Arg vorwärts. Zwar däuchte es ihm wohl wunderlich, daß in einer Herberge kein Licht auf dem Hausflur brannte, auch kam ihm Keiner entgegengesprungen, ihn nach seinem Begehr fragend, allein er dachte: „'s wird halt hier so Mode sein," — und: „Was ich brauche, wird mich Gott schon finden lassen." —

Endlich fand er eine Thür. Sie war nur angelehnt. Er öffnete sie, und kam in eine Stube, in welcher aber ebenfalls kein Licht brannte. „Sollten die Leute hier schon zu Bett gegangen sein," — dachte er, zog sein Feuerzeug aus der Tasche, machte schnell Feuer, und zündete eine Kerze an, welche er auf dem Tisch stehen sah. Kaum aber war die Kerze in Brand, so trat ein häßlich klein Männlein auf dieselbe zu, und blies sie mit einem gellenden Hohngelächter wieder aus. Der Handwerksbursch zog gleichmüthig sein Feuerzeug wieder hervor, und brannte die Kerze zum zweiten Male an. Der Tückebold blies sie aber mit einem noch lauteren Hohngelächter wiederum aus. „Nun" — sagte der Handwerksbursch, und er war gar nicht zornig, — „soll ich hier im Finstern bleiben, so mag es in Gottes Namen drum sein; obgleich es ein wenig sonderbar ist, daß Gäste in einer Herberge ihr Mahl im Dunkeln einnehmen sollen." — Kaum hatte er aber diese Worte ausgesprochen, so lief das bucklige Männlein selbst herzu, zündete die Kerze an, und war dann weg, man wußte nicht, wo es so schnell konnte hingekommen sein.

— „Licht wäre nun da," — sagte der Handwerksbursch, — „nun wird das Essen auch wohl nicht mehr weit sein." — Aber da hatte er sich gewaltig geirrt. Er wartete lange vergeblich, schaute sich dabei in der Stube um, ging in eine zweite und dritte Stube, durch Kammer und Küche, und überzeugte sich endlich, daß er sich in ein durchaus unbewohntes Haus müsse begeben haben, obgleich er dann wieder nicht wußte,

was er von dem buckligen Männlein denken sollte. In der Küche stand auch sonderbarer Weise ein Krug mit Wasser. Froh, einen herzhaften Trunk thun zu können, ergriff er ihn. Als er ihn aber zum Munde führte, fiel der ganze Krug in Scherben zur Erde, und der Handwerksbursch behielt nichts als den Henkel in der Hand. Zu gleicher Zeit ertönte aus allen Winkeln der Küche ein schallendes Gelächter heraus.

— „Also auch mit dem Trinken ist es nichts,“ — sagte der Handwerksbursch — „wie es mit dem Essen nichts ist! Nun, wie Gott will! Ich werde auch nicht umkommen, wenn ich mich heut mit der Brotrinde, die noch in meinem Felleisen liegt, begnügen muß.“ — Und damit ging er wieder in das erste Zimmer zurück, schnürte sein Ränzel auf, nahm die Brotkruste heraus, sprach sein Gebetlein darüber, rückte sich einen Stuhl zurecht und wollte sich zum Essen niedersetzen. Aber — krach! brach der Stuhl mit ihm ein, und er fiel der Länge nach zu Boden. Ein Anderer wäre nun endlich bös geworden über all den Schabernack, und hätte vielleicht gar — Gott behüte! — arge Schimpf- und Fluchwörter herausgestoßen; unser Handwerksbursch aber stand ruhig wieder auf, rieb sich seine Hüfte, und sagte: „Warum will ich mir's auch gar so bequem machen? Es schmeckt auch im Stehen, wenn man hungrig ist!“ —

Damit schnitt er sich ein Stücklein Brot ab, und wollt's zu Munde bringen; — aber hast du nicht gesehn! war das bucklige Männlein da, und schnappte es ihm vor der Nase weg, und kicherte dabei so hohnneckend, daß dir gewiß die Galle übergelaufen wäre, so du dich in des Handwerksburschen Stelle befunden hättest. Der aber sagte: „Du kleines Männlein, bist du so hungrig? Da, komm her und genieß in Gottes Namen den Rest auch noch; ich kann schon warten bis morgen, schlafe auch vielleicht besser, wenn mein Magen nicht beschwert ist!“ —

Das Männlein schien erfreut, nahm das Brot und verschwand. Nicht lange darauf machte der Handwerksbursch sein Lager zurecht, das heißt, er nahm einen alten Rock aus dem Felleisen, womit er sich decken wollte, und schob dann das Ränzel selbst als Kopfkissen zurecht; denn in das Bett, welches so einladend im Zimmer stand, wollte er sich nicht legen, aus Furcht, er möchte wiederum Verdrießlichkeiten haben. Als dies beendet war, kniete er nieder, und wollte sein Nachtgebet sprechen, wie jeder Christenmensch es thun sollte, ehe er seine Augen schließt, und weiß nicht, ob er sie wieder öffnen kann. Da stand auf einmal das

bucklige Männlein zu seiner Seite und sprach bittend: „Bet' für mich mit! bet' für mich mit!“ —

— „Ei, du wunderlich Männlein,“ — sprach der Handwerksbursch, — „das brauchst du mir nicht erst zu sagen. Ich bete für alle Menschen; und für dich bete ich nun ganz besonders, da du mir heut schon oftmals Uebels gethan hast, und unser lieber Heiland sagt: „Liebet eure Feinde; segnet die euch fluchen!“ —

Da war es doch, als wenn die Erde in Millionen Stücke zerplatzte, solch einen fürchterlichen Knall that es. Und nun sah es im Zimmer mit einem Male wie verwandelt aus. Da stand ein Tisch mit schönen Speisen und Getränken, und dort ein prächtiges weiches Bett, das zur Ruhe einlud; auch an ganzen Stühlen fehlte es nicht. Am allermeisten verwandelt war aber das Männlein. Das war die Freundlichkeit und Leutseligkeit selbst, und hättest du es sprechen hören können, du würdest dich über seine sanfte Stimme gefreut haben.

Es sprach aber folgende Worte: „Habe Dank, du guter Mensch, daß du mich erlöst hast. Für meinen Geiz und meines Herzens Härtigkeit war ich verwünscht, so lange ruhelos in diesem Hause umherzutosen, und die Menschen, die hier einkehren würden, zu necken, bis Einer käme, der mir für das Böse, das ich ihm zufügte, Gutes erweisen würde. Das hast du gethan. Nun kann ich endlich zur Ruhe eingehen, nach welcher ich mich schon so lange sehne. Habe nochmals tausend, tausend Dank dafür, und vernimm, was ich dir sage. Dort in jenem Schranke steht ein Topf mit Gold- und Silbermünzen; nimm daraus und gehe morgen früh zum Bürgermeister und sprich, du wollest dies Haus kaufen. Er wird's dir billig genug ablassen, und du kannst dann in aller Ruhe hier wohnen, und wirst, so du fromm bleibst, und von deinem Ueberflusse den Armen reichlich mittheilst, des Segens die Fülle haben.“ —

Als das Männlein geendet hatte, ertönte eine so liebliche Musik, als wenn die lieben Englein selbst musizirten, und das Männlein zerging wie ein Nebel, und unser Handwerksbursch wußte nicht, wo er es zuletzt gesehen hatte. Drauf setzte derselbe sich zu Tische, aß und trank, und es schmeckte ihm sehr wohl; dann aber legte er sich nieder, und schlief, bis die Sonne am Himmel stand, und schöne Kringeln an die Wand malte.

Der Bürgermeister war des andern Tags nicht wenig erstaunt, als

Jemand zu ihm kam, der das böse Haus kaufen wollte. Er gab's mit Freuden für ein Spottgeld hin; nachher that's ihm aber fast leid, denn unser frommer Handwerksbursche wurde ein reicher Mann darin, und lebte zufrieden und glücklich bis an sein seliges Ende.

August Moritz.

Scherz.

Es rief mir im wilden Walde
Ein Mann: „Steh Rede sofort!
Wie viele Erdbeeren wachsen
Im stürmischen Meere dort?“

Da sprach ich: „Wenn ich's bedenke,
So hab' ich die Antwort bald, —
Es sind just eben so viele,
Als Häringe fliegen im Wald.“

Ludwig Liber.

Kinderräthsel.

Buchstabenräthsel.

Ich bin des Lebens höchster Hort
Im Himmel und auf Erden;
Wer nur den ersten Laut vom Wort
Mir hat verletzt, dem werden
Die letzten vier am Herzen nagen:
O halt mich ganz in jungen Tagen!
19. 17. 5. 20. 5.
17. 5. 20. 5.

Kehrräthsel.

Ein Hügel wölbet sich
Bald über mir zum Blüh'n;
Dann meld' ich, kehrst du mich,
Wovon der Hügel grün.
18. 1. 17. 7. — 7. 17. 1. 18.

Lauträthsel.

Am Grabesrand mit a sich's schreibt,
Am Erdenrund mit u;
Doch mit dem i sich's stark beleibt
Zum Ochsen und zur Kuh.
17. 1. 13. 4.
20.
9.

Worträthsel.

Ich wache Tag und Nacht,
Weil's meine Pflicht;
Ich trag' oft schwere Fracht,
Und murre nicht.
Und zieht man mich gleich heftig auf
Und läßt mich hart ablaufen,
Geduldig stets ich wieder lauf',
Ohn einmal auszuschnaufen;
Und hängt man mich selbst an die Wand,
So geh ich rastlos noch,
Bis endlich ich, fehlt gleich die Hand,
Zu Zeiten schlage doch.
20. 8. 17.

H. F. Maßmann.

Der Floh auf Reisen.

Es war einmal ein alter, erfahrener Floh. Der hatte einst auf einem Geographiebuch gesessen und darin gelesen, daß die Welt ungeheuer groß sei. Da beschloß er, in die Welt zu gehen. Er machte sich nun auf die Beine und kam aus der Stube in die Küche. Sein Weg führte über den Feuerherd, und da er hier einen großen Kessel mit Wasser stehen sah, so sagte er: Aha, das ist hier das schwarze Meer, da muß ich hinüberfahren. Nun setzte er sich am Rande des Kessels hin, und guckte in den Schornstein hinauf, durch den man bis zum Himmel sah. Ei, sprach er, was ist das hier für ein schönes Land, und wie heiter ist hier der Himmel! Nun schwamm oben auf dem Wasser ein kleines Spänchen Holz umher, so groß ungefähr, wie eine große Fliege. Ei, sprach er, was für ein stattliches Schiff! Nun setzte er sich auch hinauf. Da war aber die Hausfrau in die Küche gekommen, und hatte an dem Kessel gerückt, so daß sich das Wasser zu bewegen anfing. Da machte der Floh ein bedenkliches Gesicht und sprach: Das ist ja ein fürchterlicher Seesturm. Nun warf die Hausfrau Linsen und Salz in den Kessel. Ein Salzkorn fiel dem Floh auf das Bein. Au, rief er, das war ein Meteorstein. Nun hatte die Hausfrau Feuer unter dem Kessel gemacht, und das Wasser wurde heiß. Aha, sprach der Floh, jetzt wird es heiß; nun kommt unser Schiff nach dem Süden, wo die Wilden wohnen. Es ist doch gut, wenn man etwas gelernt hat. Jetzt hatte die Hausfrau die Kelle genommen und fuhr in dem Kessel damit umher und immer dicht an dem Floh vorbei. Dieser aber entsetzte sich, denn er glaubte, die Kelle wäre ein Haifisch oder ein anderes Seeungeheuer, und er wollte schon sein Testament machen. Während er darüber nachsann, fiel eine Fliege in den Kessel und plätscherte gewaltig mit Füßen und Flügeln. Das ist ein Dampfschiff, schrie da der Floh in der größten Herzensangst. Es kommt gerade auf mein Schiff zu und wird es in

den Grund bohren. Das Spänchen Holz befand sich gerade am Rande des Kessels. Da schrie der Floh: Ein kühner Sprung kann mich retten. Hops! da sprang er aus dem Kessel fort und mitten in das Feuer auf dem Herde hinein, und man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Büchmann.

Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott!

Mutter, die Jungen wollen essen, sie weinen, und ich weiß nicht mehr, was ich mit ihnen anfangen soll.

Laß mich in Ruhe, ich habe Nichts für euch, mich hungert auch, wer bekümmert sich um mich? Kein Mensch.

Aber Mutter, sollen denn die Kleinen verhungern, oder sollen wir betteln gehn?

Macht, was ihr wollt, bettelt oder stehlt, anders kommt es bei uns doch nicht.

Dies traurige Gespräch fand in der elenden und schmutzigen Dachstube eines großen, kasernenartigen Hauses der Frankfurter Straße statt, zwischen einer Frau, deren abgemagertes Antlitz die Züge der Noth und der finstern Erbitterung trugen, und ihrer Tochter Dorothee, einem wohlgebildeten zwölfjährigen Mädchen, deren Aeußeres bei der größten Armuth reinlich und ordentlich war. Außerdem sehen wir in einer Wiege ein in Lumpen gehülltes bleiches Kind von beinahe zwei Jahren, welches aber durch Krankheit und Vernachlässiguug so schwach ist, daß es weder gehen noch stehen kann, und Nichts von all den engelgleichen Reizen eines zweijährigen, gesunden und klugen Kindes an sich hat.

In der kleinen, stets kalten Küche hocken zwei Knaben von vier und sechs Jahren, mit ungewaschenen Gesichtern und zerlumpten Kleidern, welche vor Hunger weinen und schreien.

Die Mutter sitzt auf einem alten Schemel am Fenster, den Kopf auf beide Arme gestützt und starrt in die lange, öde Straße hinaus.



Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.

Plötzlich richtet sie sich auf und ruft mit bleichwerdenden Lippen: Vater kommt! Das Mädchen, welches nach dem trostlosen Gespräche neben der Mutter stehen geblieben war, richtet nun gleichfalls ihre Blicke hinaus auf die Gasse und auch von ihren Wangen schwindet die Farbe. Sie springt in die Küche und ruft den kleinen schreienden Brüdern zu: Seid still, Vater kommt, er ist heute wieder böse, und wenn er euch schreien hört, bekommt ihr Schläge.

Die Kinder schweigen sogleich und drängen sich angstvoll tiefer in den Winkel hinein.

So erwartete die ganze unglückliche Familie in tiefem Schweigen die Ankunft des Vaters.

Und was ist es denn, was dieses Schweigen verursacht? Es ist ein schreckliches Laster, ein Laster, ekelhaft in seiner Ausübung und entsetzlich in seinen Folgen; ein Laster, das Leib und Seele in's Verderben führt. Der Vater dieser armen, beklagenswerthen Familie ist ein Trunkenbold, und eben jetzt zeigt sein taumelnder Gang, seine blödsinnige Miene, daß er betrunken ist, ein Zustand, in welchem er durch den geringsten Gegenstand in eine furchtbare Wuth versetzt wird. Daher also die Furcht der Seinen.

Schon hören sie ihn die Treppe heraufkommen. Oft stößt sein Fuß an die Stufen und sein unvernünftiges Toben schallt bis in die düstere Wohnung. Alle Mitbewohner des Hauses ziehen sich schnell in ihre Stuben zurück, nur einige rohe Knaben lachen und äffen ihm nach, welches seine Wuth vermehrt.

Jetzt hat er die vierte und letzte Treppe erreicht und befiehlt mit lauter Stimme seiner Frau, ihm zu helfen; einen Befehl, den er mit gräulichem Fluchen und Schimpfen begleitet. Die Frau, zitternd vor Aerger und Zorn ruft hinab, daß sie nicht daran denke, ihm zu helfen, sie wünsche, er käme nimmermehr zu ihr hinauf.

Mutter, Mutter, bittet Dorothee, sei still! Um Gotteswillen und mache Vater'n nicht noch böser, du weißt, wie er dann ist.

Meinetwegen, antwortete die Mutter, er mag mit mir machen, was er will. Ich bin meines Lebens müde, besser heute als morgen.

Jetzt wird die Thür aufgerissen und der Mann mit geröthetem, aufgedunsenem Gesicht taumelt herein.

Erlaßt es mir, lieben Kinder, euch die nun folgende Scene auszu-

malen. Leider ist unsere Zeit so reich an diesen schrecklichen Schauspielen, daß ihr Alle vielleicht wohl schon einen ähnlichen Anblick gehabt, wenn auch nur aus der Ferne. Da hörte man Fluchen, Schimpfen und Geräusch von Schlägen, dann einen schweren Fall, dazwischen das Gekreische der Knaben, das Weinen des kleinen Kindes und die Bitten des Mädchens. Dieser wahrhaft höllische Lärm endete dadurch, daß Mutter und Kinder sich hinaus auf den Flur flüchteten und die Nebenthür hinter sich abschlossen, so daß ihr Peiniger sie nicht erreichen konnte. Noch tobte der Wahnsinnige lange in der Stube umher, bis er sich müde geschrieen hatte. Während dieser Zeit hockte die unglückliche Mutter auf der Treppe, auf ihrem Arm das kranke, kleine Wesen, neben ihr die beiden Jungen, August und Fritz, die ihren Hunger vergessen hatten. Dorothee stand mit vorgebeugtem Kopfe und lauschte nach dem immer schwächer werdenden Geräusch in der Stube.

Als endlich Alles still war, und sie den Vater nur noch leise mit sich selbst sprechen hörte, sprach sie zur Mutter: ich werde jetzt einmal sachte hineingehen und sehen, ob ich Vater'n zu Bette bringen kann.

Die Mutter gab keine Antwort, und Dorothee schloß die Thür leise auf und ging hinein. Der Vater saß schlafend auf einem Schemel.

Vater, sprach das Kind mit sanften Tönen, komm, ich will dir in's Bett helfen. Der Mann starrte sie erst dumm an, dann aber erhellte sich sein Gesicht etwas und er erwiederte: Du bist es, Dore, ja du bist ein vernünftiges Mädchen, aber deine Mutter, das Weib, soll sich vor mir nicht sehen lassen.

Mit großer Mühe und Anstrengung brachte das Mädchen den starken unbeholfenen Mann auf's einzige schlechte Bett und redete ihm freundlich und liebreich zu, still zu sein und zu schlafen.

Ja, ich werde still sein, deine Mutter aber ist es, die den Lärm anfängt.

Mutter grämt sich, erwiederte Dorothee, die Kleinen hungert, und wir haben Nichts im Hause, kein Brot, keine Kartoffeln.

Es war, als wenn bei diesen Worten ein Strahl von menschlicher Vernunft in die verdüsterte Seele des Mannes drang, er sagte: Geh, Dore, in meiner Tasche sind zwei Groschen, ich habe heute ein paar Dreier verdient, hole dafür Brot für die Schreihälse. Damit schloß er die Augen und schlief ein.

Das Mädchen eilte mit den zwei Groschen hinaus zur Mutter und zeigte ihr dieselben mit Jubel.

Die unglückliche Frau aber war so versenkt in ihr Elend, daß sie gar nicht darauf achtete.

Dorothee lief mit dem Gelde fort, holte für einen Sechser Holz, eine Metze Kartoffeln für einen Groschen, für das arme Schwesterchen für einen Dreier Milch und für einen Dreier Semmel. Mit diesen Schätzen eilte sie in die Küche, machte ein helles, lustiges Feuer, wusch die Kartoffeln und setzte sie in dem einzigen großen Topf an die knisternde Flamme. Nun wärmte sie auch die Milch für das Kind und brockte die Semmel hinein. Als Alles fertig war, fegte sie den kleinen Herd rein ab, schüttete die Kartoffeln in einen Napf und stellte die angenehm duftende Speise nebst einem Schälchen Salz auf den Heerd, denn ein Tisch war nicht da, und in der Stube, wo der Vater hätte erwachen können, wagte sie nicht ihre Vorbereitungen zu treffen.

Jetzt lief sie zur Mutter und bat sie, in die Küche zu kommen und zu essen.

Die Mutter weigerte sich zuerst in dumpfer Verzweiflung und rief unwillig: Ich mag Nichts essen, ich will hier sitzen bleiben, bis es aus mit mir ist.

Aber Dorothee schlang ihre Arme um den Hals der Mutter und rief in rührenden Tönen: Mutter, denke an uns, sieh die armen Jungen, sie sind blaß vor Hunger und die kleine Lotte sieht aus, wie eine Leiche, auch für sie habe ich Etwas. Komm nur, und denke an Nichts mehr! Was sollten wir wohl thun, wenn du todt wärest, dann hätten wir Niemand mehr auf der Welt.

Diese Worte öffneten den Thränenquell des armen Weibes; sie weinte heftig. Dann aber stand sie auf und folgte ihrer Tochter. Leise schlich die traurige Familie durch die Stube, düstere Blicke nach dem Bette werfend.

Laut auf jauchzten die Kinder beim Anblick der Kartoffeln, und Dorchen konnte nicht rasch genug ihnen die Schaalen abmachen, während die Mutter das arme, kleine Mädchen fütterte, dessen abgezehrtes Gesicht sich bei der schönen gesunden Speise freundlich erhellte. Als das Kind satt war, aß auch die Mutter auf Dorothee's Zureden einige Kartoffeln, und diese einfache Speise schien sie ein wenig zu stärken und zu ermuthigen.

Sie fing an zu sprechen, leider war nur ihr Unglück der Stoff ihres Gesprächs, aber es war Dorotheen doch lieber, als wenn sie die Mutter immer finster und schweigend sah. Nach beendeter kärglicher, aber für diese Armen leckeren Mahlzeit, gingen die Knaben auf die Straße hinunter, um zu spielen. Die kleine Lotte schlief, weil sie satt war, sanft in einem Winkelchen der Küche ein, wo ihr Dorchen auf einer alten Matratze ein Lager bereitete. Sie selbst setzte sich mit einem Strickzeug daneben. Und die Mutter, was that diese? Sie that Nichts. Sie saß da mit verschränkten Armen, vor sich niederstarrend. Die unglückliche Frau hatte seit dem Uebermaß ihres Elends alle Lust zur Arbeit verloren, ach! und seit dieser Zeit war ihr Leiden ihr eine unerträgliche Last geworden, welches ihr Herz erbitterte und ihr Leben vergiftete, denn Arbeit und Beschäftigung sind allein das sicherste Heilmittel gegen die Uebel des Lebens und die Schmerzen der Seele. Hören wir nun, wodurch die Familie in diesen Abgrund gerathen war.

Der Maurer Müller war ein fleißiger, ordentlicher Mann und Hausvater gewesen, der die Seinen redlich ernährte, und obgleich er gern einen kleinen Schnaps trank, wie er sagte, so hatte man ihn doch nie betrunken gesehen. Die Frau wusch in einigen Familien oder suchte durch andere passende Arbeiten, die sich in der Nachbarschaft fanden, Etwas zu verdienen. Dore war in eine Freischule gebracht, wo sie guten Unterricht erhielt und sich bald durch Fleiß und Lernbegierde auszeichnete.

Da kam das theure Jahr 1847. Das Brot erreichte die möglichste Kleinheit. Die Kartoffeln, wovon die Metze mit fünf Silbergroschen bezahlt wurde, konnten von den Armen, deren hauptsächlichstes Nahrungsmittel sie doch ausmachten, gar nicht gekauft werden.

In dieser Zeit, wo gerade die kleine Lotte geboren wurde, in Folge dessen die Mutter lange krank und schwach war, also Nichts verdienen konnte, fand sich der Mangel in der Familie des Maurers ein.

Arbeit und Gewerbe geriethen in Stocken, und der Wochenlohn des Mannes wurde immer geringer.

Jetzt begab es sich öfter, daß Müller des Sonnabends, wenn die Frau ihn sehnsüchtig mit seinem Wochenlohne erwartete, nicht ganz nüchtern nach Hause kam und alle Mal einen Theil des Geldes in irgend einer Schenke verthan hatte.

Sie machte ihm darüber ruhige Vorstellungen, erhielt aber zur Antwort, er sehe ja doch, daß Alles rückwärts gehe, er würde bald gar keine

Arbeit mehr haben. Niemand wolle mehr bauen lassen, und der Meister habe ihm und einigen andern Gesellen schon angekündigt, daß sie sich nur nach anderer Arbeit umsehen möchten, er könnte sie nicht mehr alle beschäftigen. Was solle er also Anderes machen, als sich die Sorgen vertrinken? Die Frau weinte, und der Mann fuhr fort, im Trinken ein Mittel zu suchen, die häusliche Noth zu vergessen; ein Mittel, welches das Uebel immer schlimmer machte und endlich Alle in's Verderben zog.

Rasch und unaufhaltsam sank Müller von Stufe zu Stufe. Der gute Ehemann, der zärtliche Vater wurde der wüthende Tyrann, wie wir ihn zu Anfang unserer Erzählung gesehen haben.

Alles irgend Entbehrliche an Kleidern und Wäsche wanderte nach und nach in's Leihhaus.

Aus der bis jetzt innegehabten freundlichen Hofwohnung wurden die Unglücklichen, da sie die Miethe seit einem halben Jahre nicht bezahlt hatten, hinausgewiesen und mußten noch obenein ihr kleines Mobiliar dem hartherzigen Wirth zurücklassen.

Wie zerriß dies das Herz der armen Frau, die so stolz auf die birkene Komode, den kleinen Spiegel und die hübschen Stühle gewesen war, welche sie oder Dorothee täglich sauber vom Staube reinigte und die Komode mit einer weißen Serviette bedeckte, auf welcher zwischen rothbäckigen Aepfeln einige Tassen und ein hübsch geschliffenes Glas prangten.

Alle diese kleinen Schätze, der bescheidenen Armuth theurer, als dem verwöhnten Reichen sein chinesisches Porzellan und seine Kristallvasen, mußte sie nun verlassen und froh sein, daß man ihr einige Stücken Bett, eine Bettstelle, die Wiege ihres Kindes, einen alten Tisch und einige Schemel ließ.

Mit diesem elenden Hausgeräth fand sie nur mit großer Mühe ein Unterkommen in jener kalten Dachwohnung.

Das darauf folgende Jahr, das Jahr 1848 mit seinen Schrecken und blutigen Fußtapfen, brachte auch keine ausreichende Hülfe für die arbeitende Klasse, und obwohl der Maurer Müller auf Bitten seiner Frau Beschäftigung bei den öffentlichen Arbeiten suchte und erhielt, so reichte doch sein Verdienst nicht hin, die Familie zu ihrer früheren Behaglichkeit zurückzuführen, und das Laster des Mannes nahm leider in einem Maße zu, daß endlich auch die Frau allen Muth zur Arbeit verlor. Sie war mürrisch gegen die Kinder, und Zank und Streit empfing den

Mann, der dies mit Mißhandlungen erwiderte. So verwandelte sich dieser sonst so friedliche Haushalt in eine Hölle der Zwietracht.

Dorothee allein, so jung sie auch war, behielt Muth und Vertrauen. Dieses Kind wartete die kleinen Geschwister, tröstete die Mutter und beruhigte den Vater.

Eines Tages wurden den Kindern in der Schule, in welcher Dorothee war, die Worte erklärt: Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott!

Seid fest überzeugt, meine Kinder, sagte unter andern der Lehrer, daß Gott den redlichen Fleiß mit seinem Segen begleiten werde; aber wir machen uns eine irrige Vorstellung von seiner Güte, wenn wir glauben, er werde uns auch geben, was wir bedürfen, wenn wir müßig die Hände in den Schoß legen und ihm Alles allein überlassen wollten. Er wird nur dann das Seinige thun, wenn wir an unserm Theil das Unsrige thun.

Es heißt in der heiligen Schrift nicht: „Bete!“ sondern: „Bete und arbeite!“ Der frische, fröhliche Muth zur Arbeit aber dient nicht allein, den Leib zu ernähren und zu erhalten, sondern macht auch die Seele kräftig und geschickt, alle Widerwärtigkeiten und Uebel des Lebens standhaft und ergeben zu ertragen.

Dorothee hörte mit glühenden Wangen diese Worte und fühlte ihr Kinderherz von Muth und Vertrauen schwellen. Sie dachte an die Noth daheim, und wie Alles zu Grunde gehe, seit auch die Mutter die Lust zur Arbeit verloren habe. Arbeiten, arbeiten rief es unaufhörlich in ihrem Innern.

Sobald sie an diesem Nachmittag die Schule verlassen, die Mutter begrüßt und nach der kleinen Lotte gesehen hatte, begab sie sich hungrig, aber voll froher Hoffnung zu der Frau eines wohlhabenden Fabrikanten der Nachbarschaft, dieselbe um Arbeit zu bitten. Die Frau aber fuhr sie barsch an und sprach: Arbeit willst du haben? Geh, daß du wegkommst, wir haben selbst keine Arbeit. Hörst du etwa die Webstühle klappern? Alles steht still, wie kann ich da auch dich noch füttern, damit warf sie hart die Thür vor dem bestürzten Mädchen zu. Dorothee aber ließ sich durch diesen fehlgeschlagenen Versuch nicht abschrecken, sondern versuchte ihr Heil bei einem in der Nähe wohnenden Gärtner.

Wieder traf sie nur die Frau desselben, der sie ihr Anliegen vortrug.

Du bist ja wohl das Kind von dem lüderlichen Maurer? war die strenge Frage.

Dorothee bejahte erröthend und setzte hinzu: Die Noth bei uns ist groß, liebe Madam Nicolas, ich möchte so gern etwas für meine kleinen Geschwister thun; auch will ich gar kein Geld für meine Arbeit, wenn sie mir nur ein Bischen übriggebliebenes Essen dafür geben.

Das gefiel der Frau, und sie sagte um Vieles sanfter: Na komm, wenn du fleißig und ehrlich bist, will ich es mit dir versuchen. Du kannst der Magd im Garten jäten helfen. Wohin man sieht, ist Unkraut. — Mit diesen Worten führte sie das Mädchen zu einem Beet und gab ihm Arbeit und Anweisung dazu.

Hin und wieder kam sie, um es zu beobachten, und immer fand sie es fleißig und emsig.

Um sieben Uhr trat sie wieder zu Dorothee und sprach: Nun höre auf, mein Töchterchen, du bist ein wackeres Mädchen. Sie gab ihr zwei tüchtige mit Schmalz bestrichene Stücken Brot und einen Napf voll Gemüse, welches vom Mittag übrig geblieben war.

Dorotheens Augen glänzten vor Entzücken, so daß die Frau, gerührt von der Dankbarkeit des Mädchens, diesen Gaben noch einen Groschen hinzufügte.

Beladen mit diesen Schätzen sprang Dorothee nach Hause, vorher kaufte sie noch ein Loth Kaffee und ein Brötchen.

Und wieder sehen wir sie an dem Heerde emsig kochen und schaffen.

Wie schmeckte den Kindern der warme Kaffee und das gute Schmalzbrot so herrlich. Selbst die Mutter wurde heitrer beim Genuß der Lieblingsspeise, und das kleine schwache Lottchen erlabte sich an dem eingetauchten Weißbrötchen. Außerdem stand ja noch für morgen ein Mittagsbrot von den geschenkten Mohrrüben in Aussicht. Dorothee aß am wenigsten. Die Freude, der Stolz, daß dies ihr Werk sei, schwellten ihr Herz und machten sie satt. Doch es war noch heller Tag und sie überlegte, was es wohl noch für sie zu thun geben möchte.

Als sie so überlegend in der Hausthüre stand, ging ein Dienstmädchen des Nachbarhauses vorüber und rief ihr zu: Dore, willst du wohl für mich zum Kaufmann gehen und Oel holen, ich will während der Zeit Salat spülen, der Herr will schnell essen. Dore war sogleich bei der Hand, und als sie dem Mädchen das Verlangte überreichte, sagte sie ihr,

daß sie gar zu gern Etwas thäte, wenn sich nur Arbeit für sie fände. Sie habe zwar schon ein Paar Stündchen bei Nicolas gejätet, aber es sei doch noch so schön hell zum Arbeiten.

Das Mädchen sah sie freundlich an und erwiederte: Siehst du, Dore, das ist hübsch von dir, wenn nur dein Vater und deine Mutter auch so dächten, dann würde die Sache schon gehen. Weißt du was, ich werde dir Garn geben, stricke mir ein Paar Strümpfe, ich selbst komme doch nicht zum Stricken.

Wer war froher, als Dorothee? Sie machte sich sogleich an's Werk, und da sie in der Schule auch ordentlich stricken gelernt hatte, vollendete sie die Strümpfe zur Zufriedenheit des Mädchens, und erhielt dafür sechs Groschen.

Bald hörte die ganze Nachbarschaft von Dorotheens redlichem Fleiße, und wo eine kleine Arbeit in Haus und Garten zu verrichten war, rief man die fleißige Dore.

Sie strickte Strümpfe, versuchte sich in dem jetzt so beliebten Häkeln und fertigte darin bald die niedlichsten Hauben und Kragen an, die auf Verwenden des Dienstmädchens, welches ihre besondere Freundin geworden war, bei ihr bestellt wurden.

Glaubt aber deshalb nicht, daß durch diesen unermüdlichen Fleiß der guten Tochter die Noth der Familie geendet wurde, das war wohl nicht möglich. Wohl aber stillte sie dadurch oftmals den Hunger der Geschwister und rief auf dem düstern Gesicht der Mutter ein Lächeln hervor. Endlich aber erzeugte ihr frommes Thun die segensreichste Wirkung dadurch, daß die Mutter sich an dem Muth der fleißigen Tochter emporrichtete und sich vornahm, wieder für ihre Kinder zu leben und zu arbeiten.

Eines Tages, nachdem sie mit thränenvollen Augen ihre Dorothee beobachtet hatte, die bei einer kleinen Lampe emsig strickte, obgleich es schon zehn Uhr, und sie seit fünf Uhr Morgens auf den Beinen war, rief sie dieselbe zu sich und sprach, sie mit Innigkeit küssend: Liebe Dore, ich muß mich schämen, wenn ich deinen Fleiß beobachte und bedenke, daß ich jetzt gar Nichts mehr thue. Ich wollte euren Vater dadurch ärgern, daß ich so faul wäre, wie er. Ach! ich dachte nicht daran, daß ich dadurch auch eine schlechte Mutter wurde. Doch es soll anders werden.

Mutter, rief Dorothee, Gott hat mein Gebet erhört, ja, nun wird

wieder Alles gut werden. Arbeiten, das ist das Beste, dann wird Gott uns auch wieder helfen.

Es hielt aber sehr schwer, Arbeit für die Frau zu finden. Viele wohlhabende Familien hatten die Stadt in der unruhigen Zeit verlassen. Der Mittelstand seufzte unter dem schweren Druck der Nahrungslosigkeit, und jede Hausfrau schränkte ihren Haushalt so viel als möglich ein. Endlich aber gelang es ihren und Dorotheens Bemühungen, einige Stellen als Aufwärterin zu erhalten, in Familien, die sich jetzt der Ersparniß wegen ohne Dienstmädchen behalfen. Dieser bestimmte, monatliche Verdienst trug besonders dazu bei, dem Wirth die Miethe zu entrichten.

Mit dieser glücklichen Umwandlung der Mutter verwandelte sich auch bald das Aeußere ihrer Umgebung. Zwar konnte der Fleiß der beiden nicht Armuth und Sorgen sogleich verscheuchen, aber sie machten die Armuth weniger abschreckend und widrig. Die kleine Wohnung und das Hausgeräth waren nicht mehr schmutzig; die Knaben gingen stets reinlich gewaschen einher, und die kleine Lotte gedieh sichtlich.

Die Pflege der Letzteren hatte besonders Dorothee übernommen. Täglich trug sie das Kind in der Mittagsstunde hinaus in's Freie, ließ es in dem warmen Sande kriechen und spielen und wusch die schwachen Füßchen des Tags mehre Mal mit kaltem, frischem Wasser. Die gute Frau Nicolas, welche immer die Gönnerin des Mädchens blieb, ihm für die Garten- oder Handarbeit manchen Geldverdienst zukommen ließ, dem sie nicht selten ein Gericht Gemüse oder eine Hand voll Obst für die Kleinen beifügte, sah Dorotheens Sorgfalt für das Schwesterchen und wurde dadurch gerührt.

Eines Tages ließ sie sich mit dem Mädchen, welches eben das Kind auf dem Arme trug, in ein Gespräch über dasselbe ein, und, wohl erkennend, daß es nur an Schwäche leide, sagte sie ihm, es solle alle Morgen ein Töpfchen frische, warme Ziegenmilch für das Kind von ihr holen, das würde demselben wohlthun.

Mit herzlichstem Danke nahm Dorothee dies gute Anerbieten an, und bald äußerte sich die wohlthätigste Wirkung bei dem Kinde zur Freude der Mutter und der sorgsamen, schwesterlichen Pflegerin.

Die beiden Knaben wurden nun auch in eine Kinderwarteschule gebracht.

In dieser Zeit, wo Mutter und Tochter fleißig arbeiteten, setzte

der Vater sein unordentliches und träges Leben gewissenlos fort. Doch hörte man selten mehr Lärm und Streit in der Familie; die Mutter schwieg auf Dorotheens Bitten still und ergab sich in ihr trauriges Geschick.

So verging der unruhige Sommer und Herbst dieses Jahres. Der Winter, der bittere Feind der Armuth, führte besonders in diesem Jahre mehr Noth und Elend, aber auch mehr Barmherzigkeit und Liebe mit sich.

Das Christfest nahte heran. Die Kinderfreunde wollten es aber auch in diesem Jahre für die armen Kleinen nicht spurlos vorübergehen lassen. Sie forderten auf zu Gaben der Liebe, und ihr Ruf blieb nicht unerhört.

Eine schöne Sitte ist es besonders seit einigen Jahren geworden, daß die Lehrer und Erzieher die wohlhabenden Schüler und Schülerinnen erinnern, der ärmeren Brüder und Schwestern zu gedenken und von dem, was die gütigen Eltern, gesegnet durch ein günstigeres Geschick, ihnen oft im Ueberfluß bescheren, denselben mitzutheilen. Es bedurfte auch nur einer geringen Aufforderung, so zeigte es sich, wie bereitwillig alle guten Kinder zum Geben sind, wenn man ihre Herzen nur darauf hinlenkt.

Unglaublich viele Gaben brachten diese willigen Kinderhände und in vielen Wohn= und Schulstuben prangten reiche Tische, bedeckt mit nützlichen und angenehmen Dingen. Bei der Bescherung derselben, die schon vor dem heiligen Abend stattfand, konnte man nicht entscheiden, ob die kleinen Empfänger oder Geber glücklicher waren, und welcher Augen heller erglänzten. Auch Dorothee und die kleinen Brüder wurden auf diese Weise beschenkt.

Dorothee erhielt ein Gesangbuch, Leinwand zu einem Hemd, eine Schürze und ein Tuch, nebst dem nicht zu verachtenden Antheil an Aepfeln, Nüssen und Pfefferkuchen. Die Knaben empfingen außer einigen Kleidungsstücken auch Spielsachen: August eine kleine Stadt, und Fritz einen Wagen.

Mit Jubel und Entzücken überbrachten die Glücklichen ihre Schätze der Mutter, die darüber dankbare Freude empfand. Aber Dorothee hatte sich noch einen besondern Festgenuß ausgedacht.

Der Vater, welcher seit einigen Wochen etwas ruhiger und mäßiger war, verdiente hin und her einiges Geld; die Mutter wurde zu großen

Wäschen gerufen und tummelte sich tüchtig, daher konnte Dorothee manchen mühsam verdienten Groschen heimlich sparen. Ebenso legte sie die geschenkt erhaltenen Aepfel und Pfefferkuchen sorgsam bei Seite und aß, wie sie auch lockten, Nichts davon.

Am heiligen Abend kaufte sie ein ganz kleines Weihnachtsbäumchen und einige Lichte, brachte Alles zur Nachbarin und putzte, als die Mutter früh zu ihrer Arbeit ging, das Bäumchen mit den aufgesparten Aepfeln aus und befestigte die Lichte daran. Die Frau Nicolas, welche um das Geheimniß wußte, schenkte ihr ein Püppchen für die kleine Lotte und ein tüchtiges Stück eigengebackenen Kuchen für die Mutter. Außerdem hatte Dorothee der Mutter eine Haube gehäkelt und dem Vater, der auch nicht leer ausgehen sollte, kaufte die gute Tochter ein Päckchen Taback. So erwartete sie sehnsüchtig den Abend.

Als nun die Mutter mit Lottchen auf dem Arme in der Küche die Kartoffeln kochte, der Vater mit seiner Pfeife zum Nachbar gegangen war, und Dorothee auch die Knaben hinausgeschickt hatte; da lief sie schnell hinüber in die nachbarliche Stube, holte ihre Herrlichkeiten, zündete die Lichte an und stellte Alles sauber und nett auf den weißbedeckten Tisch.

Ach, sie waren nur gering, diese Gaben, aber Dorothee betrachtete sie mit glänzenden Blicken.

Ein Irrthum ist es, zu glauben, der Arme müsse sich durchaus unglücklich fühlen. Nein, der bescheidene, zufriedene, tugendhafte Arme genießt reichere und häufigere Freuden, als das verwöhnte, unbefriedigte Herz des Reichen. Christus sprach: Wenn ihr Nahrung und Kleidung habt, so laßt euch genügen. Aber freilich, fehlen diese beiden nothwendigen Bedürfnisse unsern Brüdern, dann ist Gottes Ordnung auf der Welt aufgehoben, und es ist dann die Pflicht der Reicheren, dieselbe wieder herzustellen, und wehe denen, die ihr Herz vor dem Elend verschließen!

Es war gewiß heute in Dorotheens Herzen ein größeres Maß von Glückseligkeit, als in dem Herzen manches jungen, reichen Fräuleins, das mit Uebersättigung die neuen Stoffe betrachtet, oder mit Unzufriedenheit den Schmuck, dessen Steine vielleicht nicht so reich gefaßt sind, als die ihrer Freundin.

Nun wurden die Eltern und die kleinen Geschwister hereingerufen, und mit welcher Ueberraschung, mit welch' herzlicher Liebe wurde Alles

angestaunt und in Empfang genommen. Aber auch die Mutter hatte ihrer guten Tochter eine Freude gemacht und ihr ein hübsches Nähkästchen gekauft, welches sich das Mädchen zu ihren Handarbeiten schon sehr oft gewünscht hatte.

Der Vater selbst schien gerührt bei der Freude der Seinen und fragte Dorotheen, wo sie denn dies Alles her habe? Da erhob die Mutter weinend ihre Stimme und pries laut ihr gutes Kind. Als Dorothee beschämt diese Lobsprüche unterbrechen wollte, rief die Mutter: Nein, schäme dich nicht Dore, ich weiß am besten, daß du allein die Ursache bist, daß wir nicht wieder hungern und frieren, wie am vorigen lieben Christfest. Ich hatte allen Muth zur Arbeit verloren, und war auf dem besten Wege ein liederliches Weib zu werden, und euch zu Bettlern und Dieben zu machen. Da beschämtest du mich durch deinen Fleiß und deine Gottesfurcht, so daß auch ich nicht mehr die Hände in den Schoß legen mochte, sondern rüstig angriff.

Der Mann hörte das schweigend an, endlich sagte er: Na Kinder, ich will auch ein anderer Kerl werden und das verdammte Trinken lassen.

Mutter und Tochter hörten diese Worte mit Entzücken, und sie machten diesen Abend vollends zu einem recht heiligen Abend.

Nach dem Feste begannen die Mutter und Dore von Neuem ihr thätiges Leben, und auch der Vater fand auf einem Holzplatze Beschäftigung und Verdienst, welchen er in den ersten Wochen ziemlich pünktlich seiner Familie ablieferte. Aber leider sind die guten Vorsätze eines Trinkers meist eben so rasch gebrochen, als gegeben, wenn Gott nicht zur Ausführung derselben um Kraft und Stärke angerufen wird. Dies ließ der Maurer Müller aber ganz außer Acht, und vertrauend auf eigne, menschliche Machtvollkommenheit, fiel er bald wieder dem alten Laster gänzlich anheim und versenkte seine unglückliche Familie in neuen, bittern Kummer. Dieser Kummer aber war nicht wieder im Stande, sie von der Arbeit und vom Fleiß abzuleiten, sondern ließ sie im Gegentheil eine Quelle des Trostes darin finden, dessen sie bald recht sehr bedurften, da eine neue Prüfung ihrer wartete.

Der Vater erhielt eines Abends in einem Keller, wohin er sich gewöhnlich zum Trinken begab, bei einem Streit einen so heftigen Schlag auf den Leib, daß er besinnungslos niederstürzte. Er erholte sich zwar bald wieder so weit, daß er nach Hause gehen konnte, empfand aber in

der Nacht heftige Schmerzen, und bald entwickelte sich ein inneres Leiden, welches der herbeigerufene Armenarzt für sehr gefährlich erklärte. Einige Wochen duldete der Mann die größten Qualen, die vielleicht weniger heftig sich geäußert hätten, wären die innern Theile nicht schon lange durch den Genuß von scharfen Getränken angegriffen gewesen.

Bei dieser Krankheit zeigte Dorothee recht ihren liebevollen und starken Charakter. Sie bat sich von dem Vorsteher der Schule die Erlaubniß aus, einige Zeit fehlen zu dürfen, und war nun die alleinige Pflegerin des armen Vaters, weil die Mutter jetzt desto angestrengter arbeiten mußte, um die ganze Familie zu ernähren und dem kranken Mann Arzenei und einige Erquickung zu verschaffen.

Da saß nun das gute Kind Tag und Nacht am Krankenbette des oft recht ungeduldigen Vaters, und wenn ihr in der Nacht, wenn die von der Tageslast ermüdete Mutter fest schlief, die Augen zufallen wollten, griff sie rasch nach dem Strickzeuge, und beim Scheine der kleinen, trüben Lampe strickte sie emsig und schnell und vollendete manches Paar Strümpfe, die Frau Nicolas oder andere nachbarliche Frauen bei dem fleißigen, überall beliebten Mädchen bestellten.

Sie erhielt dieselben viel besser bezahlt, als wenn sie für ein Ladengeschäft hätte stricken müssen, wo den armen Arbeiterinnen so oft der allerkärglichste Lohn für mühsame, feine Arbeiten gezahlt wird. Zuweilen, wenn der Vater sich schlaflos auf seinem Schmerzenslager umherwarf, fragte Dorothee mit leiser, schüchterner Stimme, ob er wünsche, daß sie ihm etwas vorlese? Zuerst fuhr er sie hart darüber an, doch zu Ende der Krankheit erlaubte er es, ja forderte es sogar. Dann holte Dorothee ihr Gesangbuch, und mit klarer, aber oft vor Rührung bebender Stimme las sie ihm die schönen Lieder, die vom Vertrauen auf Gott im Leiden, oder von der Hoffnung eines ewigen seligen Lebens handeln. Auch sagte sie ihm aus dem Gedächtniß passende Bibelsprüche her, von denen sie sich in der Schule einen reichen Schatz erworben hatte.

Das ist gewiß nicht der geringste Segen einer christlichen Schulerziehung, daß in ihr die Kinder bekannt und vertraut gemacht werden mit dem Worte Gottes, und wir wollen uns von dieser alten frommen Sitte nicht abbringen lassen. Ach, es kommen Stunden und Tage über unsre Kinder, wo alle Kunst und Wissenschaft, Gelehrsamkeit und Bildung nicht

im Stande sind, ihr Herz mit Trost und Frieden zu erfüllen, sondern nur allein das Wort Gottes. Dann wehe ihnen und uns, wenn sie ein solches Wort in ihrem Herzen vergebens suchen, oder sich von der Quelle derselben achtlos abwenden.

Als die Tage des Frühlings und mit ihnen das heilige Osterfest erschienen, entschlief der arme Vater, sein braves Weib und sein geliebtes Kind segnend, und mit Schmerz auf die verwaisten kleinen Kinder blickend, denen er noch lange ein Ernährer und Beschützer hätte sein können, wenn sein Leben nicht durch eigne Schuld ein verfehltes gewesen wäre.

Wie gern hätten die Hinterbliebenen selbst für das Begräbniß des Vaters gesorgt; aber wie ist es den Armen möglich, die so vielfachen und großen Kosten einer Beerdigung zu bestreiten?

Sie mußten sich entschließen, diese heilige Pflicht der Armenkommission zu überlassen. Schmerzlich flossen darum ihre Thränen und wir wollen sie deshalb nicht tadeln. Es ist ein heiliges Gefühl der Liebe, das den Armen erzittern macht bei dem Gedanken, nicht selbst dem geliebten Hingeschiednen sein letztes Bett bereiten zu können, sondern es harten, fremden Herzen und Händen übertragen zu müssen.

Nach dem Begräbniß griffen Mutter und Tochter wieder frisch zur Arbeit. Dorothee ging regelmäßig zur Schule und zeichnete sich in derselben durch Fleiß und Sittsamkeit so aus, daß sie der Liebling sämmtlicher Lehrer wurde und manche Vergünstigung, manche Belohnung ihres Betragens erhielt. Kam sie aus der Schule, so wartete ihrer eine häusliche Arbeit, oder ein Auftrag von Frau Nicolas, die fortwährend ihre Gönnerin und Freundin blieb. War dies nicht der Fall, dann saß sie bei einer Handarbeit, und die kleine Lotte spielte zu ihren Füßen.

Das Kind war durch Pflege und Reinlichkeit wunderbar gediehen. Das kleine Wesen fühlte auch wohl unbewußt, wem es dieses Wohlsein verdanke, denn wenn es nur die Schritte der lieben Dore hörte, jauchzte es laut auf vor Freude und strebte ihr entgegen.

Durch Verwendung wohlwollender Männer erhielt Frau Müller eine Unterstützung von der Stadt für die jüngern Kinder, und so sieht diese kleine Familie mit Zuversicht in die kommenden Tage.

Schon bemerken wir etwas mehr Behaglichkeit in dem ärmlichen Dachstübchen. Schon stehen wieder auf einem weiß gedeckten Tischchen zwischen rothbäckigen Aepfeln ein Paar Tassen, ein Glas und Dorchens

Nähkästchen. Die Tochter hofft im Stillen der Mutter Lieblingswunsch, eine wenn auch nicht neue Kommode zu besitzen, zu Weihnachten erfüllen zu können.

Am Fenster prangen die Blumen der Armuth, Geranium, Goldlack und Reseda, ein Geschenk der lieben Gärtnerin, und Dore pflegt und betrachtet diese einfachen Blumen mit größerem Entzücken, als eine reiche Dame ihre prächtigen Kamelien.

Manches nothwendige, schmerzlich vermißte Kleidungsstück konnte vom Leihamt geholt werden, und auf dem kleinen, sonst immer kalten Herde dampfte täglich eine warme Suppe oder ein Gericht Kartoffeln, zu welchem Sonntags auch ein Stückchen Fleisch gefügt wurde.

So führen jetzt diese, noch vor Kurzem so unglücklichen Menschen ein Leben des Friedens und der Zufriedenheit, und die Mutter sieht hoffend in die Zukunft und auf ihre guten Kinder. Oft spricht sie noch mit Doren von der Zeit ihres Elends und immer fügt sie hinzu: Was wäre aus uns geworden, wenn ich mich damals der Muthlosigkeit und Trägheit überlassen hätte? Ich verstehe immer besser, was es heißt: Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott! Wie manche Familie ist daran zu Grunde gegangen, daß sich der Vater, von den Uebeln und Widerwärtigkeiten des Lebens niedergedrückt, dem Leichtsinn, und die Mutter der Verzweiflung hingaben. Laß uns also, mein Kind, immer nur redlich unsre Pflicht thun und in Arbeit und Thätigkeit Schutz vor Armuth und Versuchung finden, dann wird Gottes Segen nicht ausbleiben.

So sprach die verständige Mutter zu ihrer lieben Tochter, deren Augen vor Rührung und Freude immer bei solchen Worten glänzten.

Wir können die Familie mit diesen Gefühlen und Grundsätzen wohl ruhig ihrem ferneren Schicksale überlassen; doch gefällt es euch, liebe Kinder, so erzähle ich euch wieder ein Mal etwas aus dem spätern Leben der guten Dorothee.

Henriette Stieff.

Wanderbilder.

Ich bin gewandert viel im Leben
Und zwar zu Fuß die meiste Zeit,
Im Vaterland und — auch daneben
In welschen Landen weit und breit.

Rhein, Donau hab ich oft begrüßet,
Ostende, Rügen und Sorent,
Am Gletscher meine Lust gebüßet,
Und wo den Sand die Sonne brennt.

Wie ich der Länder viel gesehen
Und Menschenkinder aller Art,
Manch seltsam Ding ist mir geschehen
Auf so verschiedner Wanderfahrt.

Wie Sonnenblicke ziehn vorüber
Die Bilder der Erinnerung,
Die, wenn der Geist will werden trüber,
Das Herz mir wecken wieder jung.

Soll ich euch solche Bilder zeigen?
Stillleben sind's aus weiter Welt:
Erwartet keinen lauten Reigen
Und überschlagt's, wenn's nicht gefällt.

I.

Zu Fuß ich war gewandert einmal
(Wohl dreißig Jahre mögen es sein)
Durch manche Städte, durch manch ein Thal
Und immer mutterseelen-allein.

Da kam ich zum bairischen Alpenjoch,
Wo die Leute noch alle katholisch sind,
Nicht deutsch-katholisch, nein, römisch noch;
Da wandert' ich ein, ich lutherisch Kind.

Und wie's da droben auch Abend ward
Und wie die Wege mir gingen aus,
Daß ich irrte nächtlich am Abgrund hart,
Ich plötzlich fand ein einsames Haus.

Ich trat hinein, guten Abend ich bot,
„In Ewigkeit Amen,“ die Antwort war;
Und bei dem Span, der flackerte roth,
Erkannt' ich ein kräftiges Ehepaar.

Man schuf mir zu essen — ich hatt' es noth,
Gewandert war ich den ganzen Tag —
Und brach stilldankend mein Abendbrot,
So wie man in Sachsen Gott danken mag.

Drauf sagten wir uns eine gute Nacht:
Flugs hatt' ich mich auf die Bank gestreckt
Den Ränzel unter das Haupt gebracht,
Und mit dem Rocke mich zugedeckt.

Und wie's in der Stube nun dunkel ward,
Und schon im ersten Schlummer ich lag,
Die Thür der Nebenkammer erknarrt,
Daß lebhaft wieder ich auferschrak.

Und durch die Spalte schimmert das Licht
Und leise schreitet der Mann herein
Und naht und blickt mir tief ins Gesicht;
Ich aber blinzeläugelte fein,

Und dicht den Wanderstab zog ich zu mir,
(Eine kleine Streitaxt führt' ich daran),
Doch leise der Mann sich wandte schier,
Und die Thür ward wiederum zugethan.

Dahinter flüstert's nun leis' und laut
(Ich mochte nicht schlafen wiederum ein),
Und abermals ward hereingeschaut
Bei des vorgehaltenen Spanes Schein.

Nun war's die Frau, ganz leise sie schlich
Zu mir heran und beim flackernden Kien
Sie lugte mich an — nicht regt' ich mich,
Daß ich endlich ihr wohl zu schlafen schien.

Da ging sie zum Ofen rascheren Schritts:
Die Hand in sein Weihbecken sie senkt
Und zu mir gewendet leisesten Glitts,
Hat sie die Stirn mir segnend besprengt.

Zur Kammer kehrte die Frau geschwind,
Und schnell ins Schloß die Thüre nun sprang. —
Bald war entschlummert das luthersche Kind
Und sorglos schlief's auf der hölzernen Bank.

II.

Ein ander Mal ging ich am Rhein,
Unfern von Sinzig mocht' es sein.

Ich war Student, doch allezeit
Trug ich ein schlichtes Linnenkleid.

So kam ich mit dem Ränzel mein
Zu einem Hause dicht am Rhein.

Und zwischen Strom und Hause stund
Ein Baum mit Aepfeln roth und rund.

Ein Mann brach sie vom Zweige los,
Warf seiner Frau sie in den Schooß.

Die grüßt' ich drauf und schaute drein —
Ich nannte gern drei Aepfel mein.

Drum fragt' ich, ob sie feil ums Geld?
Schnell sagt sie: Nein; doch sinnend hält

Sie inne, greift in ihren Schooß
Und sucht die schönsten, reif und groß;

Füllt Händ' und Taschen mir damit,
Und wie ich abzulassen bitt',

Blickt sie mich an und weinte schon:
„Wir haben draußen auch 'nen Sohn;

Gott weiß es wo, und wie sein Loos,
Er schreibt uns nicht: Deutschland ist groß.

Lebt wohl. Begegnet aber Ihr
Dem Sohn im Reiche — thut wie wir."

III.

Seitdem wohl manches Jahr entschwand,
Ich wohnte fest im Baierland.

Da zog ich einst zum Walchensee,
Hoch im Gebirg' am Sommerschnee.

Ich saß im Haus mit Weib und Kind:
Es wehte schon des Herbstes Wind,

Doch drang der helle Sonnenschein
Zu unserm Mittagsmahl herein.

Und eben dankt' ich Gott dafür,
Da blickt' ein Wandrer um die Thür.

Ich ging hinaus, er neigte sich
Und bat um Wegezehrung mich.

Die Kinder brachten froh und frisch
Von ihrem eignen Brod und Fisch.

Und wie gehalten er den Schmaus
(Wir saßen auf der Bank am Haus),

Fragt ich ihn über Wie und Wo';
Da sprach er fröhlich etwa so:

„Ich bin zwar Schuster, doch mein Fuß,
Ihr seht, der Sohl' entbehren muß.

Am Niederrhein bin ich zu Haus;
Doch war ich jetzt bis Memel aus.

Und wie in Königsberg ich stund,
Da wässerte mir neu der Mund:

Ich mußte wieder wandern gehn,
Mein Vaterland vollaus zu sehn.

Jetzt komm' ich her aus Hofers Land
Und bin nun gänzlich abgebrannt,

Und muß die Schweiz links lassen stehn,
So gern Tell's Platten ich gesehn.“

Drauf fragt' ich ihn, mit wie viel Geld
Die ganze Fahrt er angestellt?

„Mit sieben Gulden rheinisch leicht
Hab ich bis Baierland gereicht.

In München sprach ich nochmals zu
Und flickte Beutel mir und Schuh.

Doch in den Bergen riß der Schuh,
Und auch der Beutel hat nun Ruh.“

Wie der Gesell gesprochen kaum,
Kam mir in Sinn der Apfelbaum,

Da dacht' ich: sollst die Schweiz noch sehn
Und froher dann rheinabwärts gehn;

Gab ihm zwei Gulden und zwei Schuh,
Die Hand und Gott behüt' dazu.

IV.

Nun muß ich auch von Welschland sagen,
Das ich in heißen Sommertagen
Durchwandert einst wohl hin und her
Vom Po bis tief zum Mittelmeer.

Vesuv und Aetna ward erklommen;
Drauf hatt' ich mir ein Herz genommen
Durch die Abruzzen heimzugeh'n,
Die Seume fast allein geseh'n.*

In manchem Buch hatt' ich gelesen,
Daß hier schon Manches Grab gewesen;
Das Land sei wild, bergicht und steil,
Und recht der Räuber Erbetheil.

Das Land ist öd', es brennt die Sonne,
Und nirgends labt ein kühler Bronne,
Und Jeder baut sein einsam Haus:
Das sieht nicht menschgesellig aus.

Doch hört: als einst ich hier gegangen,
Den heißen Tag, den sommerlangen,
So ganz allein der Berge Gast, —
Es war schon um die Abendrast,

* Siehe Seume's Spaziergang nach Syrakus.

Die Schatten wurden immer länger, —
Da holten rasch mich ein zwei Gänger:
Sie schritten rechts und links heran,
Mit Wehr und Dolch wohl angethan.

Ich wandte schnell — und festen Standes
Sagt' ich den Gruß des welschen Landes:
Die dunklen Blicke prüften mich,
Doch hielt mein blaues Auge Stich.

Da dankten sie mit Mund und Händen
Und baten mich, mit umzuwenden
In ihres Thales einsam Haus, —
Ich fühlte doch ein stilles Graus.

Sie baten mit den schwarzen Augen,
Die sonst zu Zorn und Tücke taugen,
Sie baten so mit Hand und Mund,
Daß ich mich rasch entschloß zur Stund.

Wie waren dankbar sie gewogen!
Bergeinwärts wurde nun gezogen.
Wir saßen nieder vor dem Haus
Und schauten zu den Sternen aus.

Und Brot und Wein die Tochter brachte:
Die Maid dem seltnen Gaste lachte,
Und lauscht' auf jedes Männerwort,
Das bald flog über Welschland fort.

Sie fragten viel vom Deutschen Lande,
Vom Bürger- und vom Bauernstande,
Von unsrer Fürsten Regiment,
Und wo des Papstes Herrschaft end'.

Längst war es Mitternacht geworden —
Ich schaute noch einmal nach Norden;
Dann wies man mir die Lagerstatt,
Die mir die Maid bereitet hatt'.

Schnell schlief ich ein und ungeträumet.
Doch wie am Morgen ungesäumet
Ich sprang vom Lager fortzugehn,
Sah ich viel mehr der Männer stehn.

Doch Alle schnell das Schweigen brachen
Und Alle guten Morgen sprachen:
Der Wirth — die Nachbarn weit und breit
Mir boten fröhliches Geleit.

Und wie zur Fahrt die Schaar sich schickte
Und lange nach die Maid uns blickte,
Geleiteten mich Alt und Jung
Fort bis zur Abenddämmerung.

V.

Wie seltsam oft im Zeitenringe
Sich wiederholt der Lauf der Dinge:
Was so in Welschland ich erlebt,
Auch in Westfalen ward's gewebt.

Dort in den Wäldern ganz alleine
Ging einst ich spät im Mondenscheine:
Es war so schön, die Luft so glüh,
Und ich noch frisch wie Morgens früh.

So eben hatt' ich erst die Straßen
Des Städtchens hinter mir gelaßen,
Nicht rasten mocht' ich schon zur Nacht,
Fortwandern in die Mondscheinpracht.

Wie in Waldeinsamkeit ich schreite,
Mit mir des Schattens stumm Geleite,
Da — horch, weit über Berg und Thal
Erschallt Gesang mit Einem Mal.

Und still ich stund und lauschte leise:
Bekannt schien mir des Liedes Weise.
Bald hört ich hell und klar genug
„Frisch auf, frisch auf mit raschem Flug.“*

Wie nun der erste Vers verronnen,
Hab' ich den zweiten schnell begonnen:
Nicht mehr die Stimme drüben klang,
Bis ich den Satz zu Ende sang.

Dann aber wieder eingefallen
Ist sie — und immer näher schallen
Mir Wort und Weise, bis zum Schluß
Wir wechselnd uns erreicht zum Gruß.

„Woher, wohin, so spät am Abend?“ —
„„Die Nacht schien mir so warm, so labend,
Drum wollt' ich wandern munter fort.““ —
„Doch ist's noch weit zum nächsten Ort;

* Th. Körners Reiterlied: „Frisch auf, frisch auf mit raschem Flug, frei vor dir liegt die Welt“ u. s. w.

„Drum bitt' ich Herr und Gegensänger,
Sträubt meinen Bitten Euch nicht länger,
Geht nicht mehr in die Nacht hinaus,
Kommt mit in meines Vaters Haus:

„Den Eltern seid Ihr herzwillkommen,
Und wenn das Morgenroth erglommen
Und Ihr zum Aufbruch seid bereit,
Geb' ich mit Freuden Euch Geleit.“

Nun mocht' ich mich nicht länger wehren
Zu der verlass'nen Stadt zu kehren;
Wir traten zu den Eltern ein:
Wo konnt' ich wohlempfangner sein!

Man labte mich, den Sohn man lobte,
Daß er so wacker sich erprobte,
Den werthen Gast sich heimgebracht
Und ihn nicht ziehn ließ in die Nacht.

Wir tauschten viel Gespräch' und Lieder;
Drauf streckten wir die müden Glieder:
Es war schon tief um Mitternacht,
Daß ich nicht allzufrüh erwacht.

Doch wie den Ränzel ich genommen,
Da sind des Jünglings Freunde kommen:
Selbsieben gab er mir Geleit
Ganz wieder bis zur Abendzeit.

VI.

Nun höret einen andern Reim!
Einst zwischen Ulm und Neresheim
In ein katholisch Dorf ich kam
Und meinen Weg zum Wirthshaus nahm.

Und wie ich durch die Thür eintret',
Sie halten grad' ihr Tischgebet:
Ich trug den Tag, wie jeder Zeit,
Mein ungebleichtes Linnenkleid.

Und wie ich um den Pfosten schau'
Und mir nicht vorzuschreiten trau',
Um nicht zu stören ihr Gebet,
Und wie ich drum zurücke tret'

Und still im Geiste bete mit,
Da kommt zur Thür mit raschem Schritt
Vom Tischgebet ein Knabe klar
Und reicht mir einen Pfennig dar.

Ich nahm ihn an und dachte drein,
Das soll dein Heckepfennig sein,
Zur Mahnung, daß du giebst fortan
Wegzehrung jedem Wandersmann.

VII.

Ich hab' Euch eben Ulm genannt:
Dort endet, wißt ihr, Schwabenland
Und drüben an der Donaubrück'
Fängt Baiern an mit seinem Glück.

Zwar steht da kein groß Landesthor,
Doch muß den Paß man weisen vor
Und's Wanderbuch der Handwerksmann,
Kommt er mit seinem Ränzel an.

Auch wird gefragt er, wie viel Geld
Für's Baierland sein Beutel hält.
Hat er genug zum Aufenthalt
Auf Tag' und Wochen — wohl ihm halt.

Nun kam ich auch — im Linnenkleid —
Einst nach Neu=Ulm, ganz paßbereit;
Doch hatt' ich meinen dünnen Paß
In's Buch genäht, zu Schutz und Spaß.

Wie ich damit zum Fenster tret',
Nimmt der Gensd'arm mich in's Gebet:
„Wie viel der Gulden? schnell bekannt,
Sonst darf Er nicht in's Baierland.“

Ich zuckt' die Achseln, ging zurück,
Stund sinnend auf der Donaubrück'.
Da kommt vom Bier= und Guldenland
Ein Altgesell zu mir gerannt.

„Gelt, junges Blut, Euch fehlt's an Geld,
Daß Euch der Muth in's Wasser fällt?
Nun schau — ich leih zwei Gulden dir:
Und drüben giebst du's wieder mir.

Doch merk fein auf: geh in dem Ort
Nicht bis zum letzten Hause fort,
Rechts bei der Kirchen kehr' ich ein;
Da wart' ich, Bruder Flaumbart, dein.“

Gesagt, gethan — der Altgesell
Gab mir zwei Gulden klingendhell.
Im Leib' hat mir das Herz gelacht
Wohl unter meiner Linnentracht.

So zog ich denn in Baiern ein,
Wo man nur trinkt den Hopfenwein;
Doch in dem Dorfe schritt ich aus
Und stund schon an dem letzten Haus,

Da schreit der Altgesell mir nach:
„He, Landsmann! nur nicht allzujach
Nach unserm edlen, braunen Wein;
Erst muß es rückgezahlet sein.“

Ich sprach von Irrthum — griff zum Pfand
Und schob d r e i Gulden ihm zur Hand.
Da stutzt' und staunt' er, sah mich an
Und sagte: „Nein, mein lieber Mann.“

VIII.

Einst kehrt' ich ein zu Kehl am Rhein:
Den Ränzel ließ ich da liegen,
Und ging so leicht nach Straßburg hinein
Und bin zum Münster gestiegen.

Doch als ich Abends zurück gewollt,
Da waren die Thore geschlossen;
Ich hätte zwiefach gern mich verzollt,
Doch fehl hatt' ich gänzlich geschossen.

Man öffnete nicht, ich mußte zurück
Zur Stadt, zur stillen und großen.
Kein Gasthof öffnete (denket die Tück'!),
Ich mochte pochen und boßen. *

Ja, als ich endlich zu einem kam,
Dahinter noch Lichter und Leute,
Und als man auf Wälsch meinen Wunsch vernahm,
Und im Stillen ich mich schon freute,

* Das ist anklopfen. Daher unter Anderm Amboß.

Da wälschte zurück der Wirth: „Kein Raum;
Der Gasthof ist gänzlich besetzet.“
So viel ich auch bat, er würdigt' es kaum,
Ich fühlte mich bitter verletzet.

Da plötzlich hört' ich ein deutsches Wort
Auf gut Elsäßisch ihn sagen,
Und schnell fuhr deutsch zu reden ich fort;
Da wandte der Wirth mit Behagen:

„Kommt, Herr, noch haben vielleicht wir doch
Ein kleines, ganz kleines Gemächlein;
Auch hinterließ Euch vielleicht der Koch
Noch ein wenig in seinem Schubfächlein.“

Und führte mich drauf in das schönste Gemach,
Drinn stund ein prächtiges Bette;
Und aus des Koches reichlichem Fach
Erhielt ich der Schüsseln die Wette.

Das schöne Gemach mich machte verwirrt,
Gleich leer die Zimmer daneben. —
Ich konnte begreifen nicht den Wirth,
Daß er Herberg' gleich nicht gegeben.

Doch legt' ich mich nieder nach Mitternacht
Und schlief in Straßburg bischöflich;
Und wie des Morgens ich endlich erwacht,
Der Wirth mich grüßte gar höflich.

Ich fragte, nachdem ich die Zeche bezahlt,
Warum er gestern gefälschet?
„Als so spät Ihr, sagt' er, ein Zimmer befahlt,
Ohne Sack, ohne Pack und gewälschet:

Da schienet Ihr mir ein luft'ger Patron,
Wie mit Regenschirmen sie täglich
Passieren, parlieren — ich kenne sie schon,
Bei der Zeche da endet es kläglich.

Doch als Ihr deutsch nur sprachet ein Wort,
Da hab' ich getraut Euren Worten." —
Die Thrän' im Auge wandt' ich mich fort,
Doch stolz verließ ich die Pforten,

Und stolz die Straßburg; und auf der Brück'
Zum Rheinstrom blickt' ich hernieder,
Und schaute wieder zum Münster zurück:
Dich, dacht' ich, bekommen wir wieder.

IX.

Zu der Ostsee Wogenwiege
War als Jüngling ich gewallet
Nach dem ersten Freiheitskriege,
Der auch dort gewiederhallet.

Auf dem heil'gen Eiland Rügen
Trank ich, wie ein durst'ger Zecher,
Augenlust in vollen Zügen
Aus des Meeres Riesenbecher.

Goldumrandet, silberschäumend
Trugen seine Schaukelfluten
In die Seele, zukunftträumend,
Mondesglanz und Morgengluten. —

Als von Stubbenkammer rastlos
Nach Arkona's Uferrissen
Fortgeeilt ich, wo schon mastlos
Manches Schiff am Riff zerspliſſen,

Kam ich auch zum letzten Dorfe,
Altenkirchen, deſſen Marken
Sind umschanzt von Moos und Schorfe,
Hohen Wällen, mauerstarken.

Dieser letzten Dorfgemeine
Jungen Pfarrer * ich begrüßte. —
Wenn ich von des Mannes Reine
Euch ein Bild zu malen wüßte!

Klar und still, nach Frieden jagend,
Doch zugleich ein stark Gemüthe,
Das, nur seinem Heiland schlagend,
Auch vom Vaterland erglühte.

Fand ich nicht in seinen Händen
Rheinischen Merkures Blätter,
Görres einst'ge Zornesspenden,
Der jetzt blitzt in andrem Wetter?

Doch — ich lieber sing' und sage
Von dem stillen Seelenhirten,
Der mich festhielt fünf der Tage,
Die mir schnell vorüber irrten.

Und wir hatten viel verhandelt —
Von dem rechten Sieg der Seelen;
Wie die Welt sich jüngst verwandelt
Und nun neu sich müßte stählen. —

* Er hieß Bayer.

Als ich aufbrach unabwendlich
Und zum Dorfwall wir nun kamen,
Hat er mich geküßt und — endlich
Mich gefragt nach meinem Namen.

Als ich heim dann kam nach Wochen
In Berlin, da war indessen
Neu der Korse losgebrochen,
Der den Purpur nicht vergessen.

Und ich nahm gleich tausend Andern
Von der Wand die Kugelbüchse,
Und nach Frankreich ging das Wandern
Zu der zweiten Jagd der Füchse.

Dreißig Jahre sind verronnen
Und ich kam nicht mehr nach Rügen,
Wo ich auch aus heil'gem Bronnen
Labung trank in vollen Zügen.

Der den Becher mir gereichet,
Ruht seitdem schon viele Jahre;
Aber nie sein Bild erbleichet,
Noch des Abschieds letzte Frage.

Laßt mich scheiden mit dem Bilde
Und mit treuem Wunsch uns Allen,
Daß wir einst so friedlich milde
Aus dem Sturm hinüberwallen.

H. F. Maßmann.

Deodat und die Bettlerin.

Ein Märchen.

Außer dir suchst du die Welt,
Und eine bessere blüht dir im Innersten auf.
Baue die bessere an! —
†.....

Mit jeglichem jungen Jahr regte sich in mir fröhliche Wanderlust, tiefinnerstes Sehnen, die Wunder der Natur hinter den blauen Bergen zu schauen. „Vater, Vater, laß mich ziehen!“ wurde meine tägliche Bitte. Da reichte mir endlich der Vater den Wanderstab, die Mutter schnürte mein Ränzel, und, reich an Elternsegen und frohem Jugendmuth, eilte ich in die blühende, lachende, lockende Welt.

Lachend und blühend! — ob sie wohl Jeder mit gleichem Auge sieht? — Daß es leider oft anders ist, daß neben der Freudenthräne auch die des Schmerzes fließt, erfuhr ich erst später. — Damals überschritt ich mit einem, aller Freude offenen Gemüthe die Berge meines Vaterlandes und betrat das Land meiner Sehnsucht, das schöne, sonnige Land, wo die Traube glüht, der alte Rhein fließt, wo Lurley auf dem Felsen singt und Schlossestrümmer, deren jede ihre Geschichte, oder doch ihre Sage hat, sich in der blauen Flut spiegeln.

Es war der allerschönste Abend. Der liebe Himmel war lichtblau und vollkommen klar, wie er sich wohl im Kinderauge spiegelt. Anstaunend, selig bewegt stand ich auf einem der anmuthigsten Flecken des herrlichen Rheingau's. Alles, wonach ich mich lange gesehnt, lag vor meinem entzückten Blick: der majestätische, hier vermöge der vielen Inseln oder Auen fast seeartige Strom, die romantische, erhabene Scenerie der Felsenufer; zahllose Burgen- und Städte-Ruinen; als Fernsicht die Thürme von Domen und Festen; im lieblichen Gegensatz zu dieser grotesken Schönheit friedliche Thäler, rebenumkränzte Berge; und über diesen unzähligen ernsten und freundlichen Gebilden die heilige Ruhe des

Abends. Still und friedlich war es in mir, um mich, über mir. Selbst die Wolken ruhten an den Bergen aus und ließen sich von der scheidenden Sonne durchglühen; und doch war wieder Alles so lebenswarm! Alles hatte eine Sprache, redete mir von vergangenen Zeiten, von begrabenem Glanz, von der reizvollen Gegenwart! Alles schien mich zu verstehen. Wie wurde mir da das Herz so weit und froh! — Tiefer senkten sich die Schatten der Nacht; der letzte Vogel hatte gesungen, das letzte Blättchen geflüstert; selbst das Wasser rauschte melodisch langsam, feierlich. Die ganze Natur schien zu feiern. In solchen Momenten, wo man sich so allein und doch nicht verlassen fühlt, wendet die ganze Seele sich zu Dem, der dann einzig um und mit uns ist. Da faßt der Geist nur einen Gedanken, das Herz hat nur Raum für ein Gefühl. Tiefe heilige Dankbarkeit durchglüht unser ganzes Wesen; aber der Mund schweigt, nur Herz und Auge wenden sich nach oben. Man sieht in eine lichtere Welt und wähnt sich der Erde entrückt. So ging es auch mir in jenen Augenblicken. Da störte mich naher Ruderschlag. Ein Nachen legte unfern des Felsenvorsprunges an, auf dem ich saß. Ein Mann stieg an's Land, und, ohne durch die unerwartete Begegnung mit dem verspäteten Wanderer überrascht zu scheinen, grüßte er mich wie einen längst Gekannten und setzte sich zu mir auf das Gestein. Es war eben noch hell genug, um mich des Fremden etwas gebeugte Gestalt, seinen ehrwürdig weißen Scheitel und ein Antlitz, welches nach etwa sechszig durchlebten Jahren noch all den milden, friedlichen Ausdruck eines Kindes bewahrt, erkennen zu lassen.

„Eine herrliche Nacht!“ sagte der Greis mit einem Ton der Stimme, welcher vollkommen mit seiner ganzen, gewinnenden Erscheinung harmonirte.

„Sie ist zu schön, um sie zu verträumen!“ erwiederte ich aus tiefster Ueberzeugung; und da der Fremde zu den von der Natur Bevorzugten gehörte, deren Anblick und mildes Wesen augenblicklich Vertrauen einflößen und das Herz öffnen, so fuhr ich fort: „vorzüglich für Jemand, der wie ich, heute zum ersten Mal die gesegneten Ufer des Rheins betritt. Für mich gesellt sich zu allem natürlichen Reiz dieser himmlischen Gegend noch der der Neuheit! O, das Land, wo ich geboren, ist auch ein gar liebliches freundliches Fleckchen der schönen Gotteserde; da giebt's auch:

Blümchen, Wiesen, Bach und Hain,
Blauen Himmel und Sonnenschein!

aber es hat keinen Rhein, keine Felsen, keine grauen Burgen. Ja, mir ist, als wölbte sich über diesen schönen Gauen selbst der Himmel anders, heiterer, hehrer; als blinkten die Sternlein hier viel leuchtender und goldener, als in meiner Heimath.“

Der alte Mann lächelte gutmüthig und sagte nach kleiner Weile: „Es kommt hauptsächlich darauf an, mit welchen Augen wir Gottes Himmel und seine Sterne sehen. Deine Heimath, die Welt um dich war schön, aber des Jünglings lebhafte Fantasie träumte eine schönere in nebelgrauer Ferne. Dieser Traum beeinträchtigte den Reiz der Wirklichkeit. Nicht die Wanderlust allein, vielmehr des jugendlichen Herzens tiefes, unverstandenes Sehnen, sein auf etwas Unbestimmtes gerichtetes Ahnen trieb dich in die Fremde, dort zu suchen, was du vermißtest. — Ist's nicht so, mein Jüngling? Habe ich dich verstanden? Sprach ich in Worten aus, was dir, vielleicht dir selbst nicht klar bewußt, die Seele bewegt? — O, erwarte und wünsche nicht, daß dieser schöne Traum verfliege. Er verschönt und erhellt die Wirklichkeit. Glaube nicht, daß dein tiefstes unverstandenes Sehnen hienieden je gestillt werde, — es schweigt nur am Grenzstein menschlicher Wünsche, dem Grabe. Darum pflege dieser stillen, wonnigen Sehnsucht als einer zarten Blume, die dies Erdenleben lieblich umduftet, aber mache dein Glück eben so wenig von dem Fernen, Unerreichbaren, wie von Aeußerlichkeiten abhängig; baue es in der eigenen Brust, es sei das unverlierbare Eigenthum deines Herzens! Dann wird dir Gottes Welt, sein Sternenhimmel überall gleich schön und seine Vaterliebe im Sonnenschein und Sturm des Lebens gleich unverkennbar sein.“

O, wie hatte dieser Fremde mich besser, als ich mich selbst verstanden; wie sprach seine warme Herzenssprache, seine milde, eindringliche Stimme zu meinem Gefühl! mein tiefstes Innere erschloß sich ihm; bald hatte ich vor ihm kein Geheimniß mehr.

„Vertrauen um Vertrauen!“ sprach der Greis. „Mache mit mir einen Rückweg über die Dornen- und Blumenpfade meines Lebens; vielleicht findest du auf ihnen ein Blümchen der Lebensweisheit. — Siehst du drüben auf jenem Felsen Schloßtrümmer im Mondglanz schimmern? Dort stand einst meine Wiege. — Pracht und verschwenderischer Glanz

blendeten des Kindes Auge; Waffengeklirr, Jagdhörnerschall, Rüdengebell, Becherklang durchschwirrten betäubend die weiten Hallen und Hofräume. Männer von wildem Aussehen und roher Fröhlichkeit fanden sich Tag für Tag im Bankettsaal ein, dessen schwere Tische kaum die Last der Speisen trugen. Der Wein floß in Strömen, und die Würfel rollten ganze Nächte lang. Den am wildesten aussehenden der Männer hatte man mich gelehrt, Vater zu nennen; doch hat er diesen Namen damals nie von mir gehört, denn er begehrte es nicht, und ich fürchtete mich vor dem Mann, den dies Wort bezeichnete. Nur, wenn ich für ihn beten mußte, nannte ich ihn. Ich hatte auch einen Bruder, aber nur einen Stiefbruder, der, damals schon Jüngling, dem Vater sehr ähnlich und gegen mich nie freundlich war. Aber, wer lehrte mich denn Beten? Wer war des Kindes Schutzengel? Meine Mutter, meine liebe, sanfte, herrliche Mutter! Ach, sie betete viel, weinte viel, war so bleich und still; — aber dabei immer freundlich und engelgut. Sie war des einsamen Kindes freundliche Gespielin, des heranwachsenden Knaben liebreiche Lehrerin.

Ging's recht toll und laut im Schloß her, dann flüchtete meine Mutter mit mir in das entlegenste Gemach. Fragte ich: „Warum trinken und spielen die Männer so viel?“ seufzte meine Mutter recht schwer und antwortete: „Die armen Männer! Man lehrte sie entweder nicht andere, reinere Freuden kennen, oder sie achteten dieser Lehren nicht. In jedem Falle sind sie zu beklagen. Sie betrügen sich um's Leben; ihr besseres Selbst geht unter im wüsten Taumel verderblicher Gewohnheiten; — und fragen sie sich einst am Ende ihrer Tage: wie hast du gelebt, was hast du gewirkt, genützt? — dann müssen sie sich erröthend eingestehen: ich habe Gottes Ebenbild in mir entweiht! habe nutzlos, ja oft zur Plage für Andere und für mich so gelebt, daß mir Nichts davon bleibt, als beschämende und quälende Erinnerungen.

An diese Antwort knüpfte meine Mutter schöne Lehren über die Wege zum wahren Glück, die immer darauf hinaus gingen, man müsse dies unabhängig von der Außenwelt machen, nur in sich selbst suchen, und um es dort finden zu können, das Herz allem Guten und Schönen zugänglich erhalten; den Geist anbauen und kräftigen, daß er nicht der oft so rauhen Wirklichkeit erliege, vor allem aber den Glauben an Gott und seine Liebe treu bewahren im unverfälschten Gemüth. Dann er-

mahnte sie mich, für den Vater und Bruder zu beten, daß sie den Irrweg erkennen, auf den sie gerathen, und umkehren möchten. — Doch nicht mein Gebet, nicht der Mutter schüchterne, sanfte Erinnerungen, die sie nur sehr selten wagte, deren zufälliger, unbeachteter Zeuge ich einst war, hatten die gewünschte Wirkung. Der Vater ließ die arme Mutter rauh an, versicherte, Weiberthränen sollten ihn nicht in seinen liebsten Vergnügungen stören. Der Bruder meinte lachend: „Wein und Würfel seien des Lebens Würze!“ und Alles blieb beim Alten. Und doch nicht ganz beim Alten; es wurde noch übler. — Von Zeit zu Zeit erschienen nun verdächtig aussehende, finstere Männer im Schloß, die ein Stück des kostbarsten Hausrath's, des schweren Silberzeug's nach dem andern mit sich fortnahmen. Der Vater und seine Genossen spielten und tranken fort, ohne dessen zu achten. Endlich waren die weiten, einst goldgleißenden Räume leer; die schweren, silbernen Humpen aus dem Banketsaal waren verschwunden. Finsterer als je trat der Vater zur Mutter ein. Ohne zu sprechen, nahm er die Kette mit goldenem Kreuz, welche sie stets zu tragen pflegte, von ihrem Halse. „Warum das? O laß mir das Kreuz! ich habe mich gewöhnt, es zu tragen, — und außerdem ist es das theuerste Erbstück meiner Mutter!“ flehte die arme Frau.

„Der Plunder mag bleiben, wo alles Uebrige blieb; ich habe nichts Anderes, es zu verspielen!“ — sagte der Vater mit recht schneidendem Lachen und verließ das Zimmer.

Die Mutter schlug das fromme Auge zum Himmel auf, zerdrückte eine Thräne, sprach aber kein Wort. Wenig später kündigte einer der Männer, die bisher des Vaters tägliche Gäste waren, meiner Mutter an, sie möge das Schloß räumen; es sei als Spielschuld des Vaters ihm verfallen; er beabsichtige, Besitz davon zu nehmen. Die Mutter sandte zu meinem Vater; er selbst sollte widerlegen, oder bestätigen, was sie eben gehört. Noch hegte sie eine stille Hoffnung, dem fremden, bösen Mann nicht glauben zu dürfen. Der Vater kam nicht; sagte ihr in kurzen, rauhen Zeilen, sie solle dem Verlangen des Gläubigers sich fügen; das Schloß sei nicht mehr sein, er sei ein Bettler.

Als meine Mutter nun, mich an der Hand, den Vater aufsuchen wollte, ihn zum Mitgehen aufzufordern, war er verschwunden; eben so mein Bruder. Sie kamen nicht zurück; meine Mutter sah' sie nie wieder.

Nacht war's, aber keine milde Sommernacht, wie die heutige; der Herbst entlud seine rauhesten Stürme. Auf diesem Stein saß meine Mutter; sie hielt mich in ihren Armen: „Schlafe, mein Sohn, der liebe Gott schützt dich!“ — Aber ach, wir waren beide nicht gewöhnt, unter freien Himmel zu schlafen und mich hielten außerdem der Mutter kummerbleiches Antlitz, das der Mond, wenn er durch die zerrissenen Wolken brach, geisterhaft beschien, die gramvollen Blicke, womit sie mich betrachtete, wach. Ach, der Verstand eines Kindes, daß seine Nächsten und Theuersten leiden und überall mehr Schmerzens- als Freudenthränen weinen sieht, wird in mancher Beziehung viel früher reif und geschärft, als der glücklicher Kinder, die auf blumigen Pfaden in einem ewig heitern Eden wandeln. Ich zählte damals erst sieben Jahre, aber ich verstand gar wohl, was meine Mutter bedrückte; ich fühlte und litt mit ihr. Wir hatten keine verwandte Seele auf der Welt, an die wir uns wenden konnten; meine Mutter war eine arme Waise, als sie meinen Vater heirathete. Jetzt war ihr abermals Nichts geblieben, als ihr frommer Christenglaube und ihr Vertrauen auf eigene Kraft.

Vom Schloßthurm herüber verkündeten zwölf dumpfe, schwere Schläge Mitternacht. In das Brausen des Sturmes mischte sich jetzt seltsames Flüstern und Rauschen, wie Geisterlaut. Aus der Tiefe des Stromes herauf tönte es wie leise in den Wogen verschwimmende Musik. „Die Wassernymphen im kristallenen Haus singen dir ein Wiegenlied, — schlafe mein Kind!“ sagte die Mutter und drückte mich fester an sich.

„O Mutter! ich möchte einmal hinunter in die blaue Flut! da soll's gar lieblich und fröhlich sein; da giebts Schlösser von Gold und Edelgestein, viel, viel schöner, als jene finstern Thürme auf dem Felsen drüben; — und keine bösen Menschen, die uns vertreiben würden! — O, da ist nur Lachen und Fröhlichkeit, Musik und Gesang, Rosengärten und Blumenauen! Das hat mir die arme alte Frau erzählt, die du so freundlich aufnahmst und pflegtest, als man sie, da sie krank und schwach vor unserer Thür um Hülfe bat, herzlos vertreiben wollte. Sie kam hernach oft zu mir, wenn ich im Garten spielte, erzählte mir von der Pracht und Lust im tiefen Rhein und sang mir manche schöne Weise.“

Da lenkte leises Geräusch unsere Blicke zur Seite. Die Bettlerin, von der ich eben gesprochen, stand neben uns und streckte uns bittend die Hand entgegen. „Setze dich zu uns, gute Frau! du siehst an uns

ein Beispiel von der Wandelbarkeit äußeren scheinbaren Glücks. Wir, die du einst im Ueberfluß und von Glanz umgeben kanntest, sind jetzt arm, gleich dir; doch theilen wir freudig unser Weniges mit dir!" sprach meine Mutter und reichte der Frau eine Gabe. Die Bettlerin nahm sie dankend und beklagte laut unser Unglück. "Du irrst," sagte meine Mutter, "wenn du glaubst, der Besitz oder Verlust weltlicher Güter bedinge allein unser Glück oder Unglück. Es kommt nur darauf an, daß wir Beides nicht davon abhängig machen, welchen Werth wir darauf legen, mit welchem Sinn wir eines, oder das andere tragen. Sahst du noch nie einen unglücklichen Reichen, oder einen glücklichen Armen? O, wohl giebt es Leiden, die nicht Gold und Purpur zu heilen vermögen; dagegen giebt es aber auch so reine und wohlfeile Freuden, die leider nur Wenige kennen. Nur wer die ersteren mit Ergebung zu tragen und die Letzteren aufzusuchen versteht, wer sich die Hauptbedingung zum wahren Glück, den innern Frieden, bewahrt, der begründet sich ein Glück, das keinem Wechsel unterliegt; — ist es auch oft so still und nur dem erkennbar, dem es beschieden ward." Die Mutter sprach noch lange fort; mir gingen ihre Worte tief zum Herzen.

Als endlich die rauhe Nacht einem klaren Herbstmorgen wich, sahen wir, daß die Bettlerin uns verlassen; wir hatten ihr Fortgehen nicht bemerkt und mochten wohl geschlafen haben. Auf dem Stein, wo die Alte gesessen hatte, stand in einem kristallenen Körbchen Brot und Obst. Wir labten uns an dem Gottessegen, den wohl die lieben Engel uns beschert. Da sah die Mutter am Boden des Körbchens etwas Blankes schimmern; es war ein Päckchen Nähnadeln. — "Sieh, mein Kind! der Himmel selbst giebt mir die Anweisung zu künftigem Erwerb; ich will sie nützen. Laß uns dankbar, ergeben und froh sein und für den armen Vater und Bruder beten."

Wir verließen den Felsen und suchten uns ein Hüttchen am schönen Rhein. Meine Mutter arbeitete so fleißig, und auf den geschenkten Nadeln ruhte ganz besonderer Segen. O, ich war nie so glücklich in den Prunkgemächern unseres Schlosses gewesen, als ich es jetzt in der friedlichen Hütte war. Mich betäubte nicht mehr so wüstes Treiben, mich ängstigten nicht mehr des Vaters harte Worte, welches beides mir immer so schrecklich war, weil ich die Mutter darunter leiden sah. Jetzt weinte die Mutter nur selten, wohl nur, wenn die schmerzlichen Erinnerungen an Vater und Bruder, und welches wohl ihr Schicksal sein möchte, recht leb-

haft in ihr wurden. Gewöhnlich war sie heiter, und wenn dies möglich, noch sanfter und freundlicher als in den Tagen des Glanzes. Wie froh machte mich dies, wie jauchzte mein junges Herz, wie sah ich um mich nur Blumenauen und Haine der Lust!

Da umzog sich, nach etwa Jahresfrist, mein klarer Himmel mit trüben Wolken. Meine Mutter fing an zu kränkeln; aber sie ließ die fleißige Nadel nicht ruhen und mochte sich nicht schonen, bis sie nicht mehr konnte. Während eines ganzen Tages hatte sie ihr Lager nicht verlassen. In der Nacht saß ich auf dem Fußboden vor ihrem Bette; ich konnte vor Wehmuth nicht schlafen. Ich hielt die Hand meiner Mutter in meinen beiden Händen; mein Haupt ruhte darauf. Meine Mutter lag ganz still, schon lange, lange. Endlich, als der Morgen graute, richtete ich mich auf, ihr in's Antlitz zu sehen. Wie lächelte dies so freundlich, wie wohl Engel lächeln, wie schien sie so sanft zu ruhen. Ich mochte sie nicht stören und hielt noch immer ihre Hand in der meinigen. Da durchbebte es mich plötzlich wie Fieberfrost: die Hand wurde starr und kalt! — „Mutter! Mutter!“ rief ich angstvoll; sie lächelte fort, antwortete aber nicht; ich trug die Angst nicht länger, wollte sie durch einen Kuß wecken, — ach, ihre Lippen waren kalt und blau! meine schöne, blasse, stille Mutter war noch blasser und ganz still geworden. — Kann ein Kind wohl heißere Thränen weinen, als am Grabe seiner Eltern? Für mich wenigstens waren es die schmerzlichsten meines Lebens, die ich vergoß, als ich am dritten Abende nach jener Nacht neben dem frischen Hügel kniete, unter welchem mitleidige Nachbarn meine Mutter zum langen Schlaf gebettet hatten. — Mitternacht war nah, es raschelte etwas neben mir im hohen Grase des Friedhofes; ich achtete kaum darauf. Da schwebte eine Gestalt, mir schien es die der Bettlerin, den Blick auf mich gerichtet, langsam an mir vorbei. Gleichgültig dagegen, vom Weinen müde, schloß ich die Augen. Die Sonne stand hoch, als ich erwachte. Neben mir lag eine schöne Schalmei. Meine Mutter hatte immer so gerne Schalmeienklang gehört. — Ich nahm das Dingelchen und steckte es zu mir. Es wurde wieder Abend. Was aus mir werden sollte, daran hatte ich noch nicht gedacht. Mein Magen, den ich lange nicht befriedigt hatte, mahnte mich endlich daran. Noch einmal faltete ich die zitternden Hände über dem kleinen Hügel, der doch meine ganze Welt einschloß, dann schied ich. Mich hungerte sehr, doch

wer sollte mich sättigen? Da dachte ich: „Musik erweicht das Menschenherz!“ nahm meine Schalmei, blies vor den Thüren der Nachbarn, so gut ich konnte und hoffte: „Vielleicht geben sie dir ein Stückchen Brot!“ Ach, die Nachbarn hörten wohl nur den Schmerz des Kindes, die Todtenklage aus meinen Schalmeientönen! Ein gutmüthiger, selbst armer Mann nahm mich in seine Hütte und ließ mich Theil nehmen an seinem dürftigen Mahl. Des andern Tages ging er mit mir zu den Schlössern der Reichen, die einst meines Vaters Gut vergeuden halfen, sagte ihnen, wer ich sei und legte es ihnen als Pflicht an's Herz, für mich zu sorgen. Doch Keiner von den Vielen, die meinen Vater zum Bettler gemacht, die meine Mutter und mich dem Mangel preisgegeben, hatte jetzt offene Ohren für des braven armen Mannes bittende Vorstellungen; Keiner ein offenes Herz für den Verwaisten.

Da stieß der Arme im Unmuth heftige Drohungen gegen die hartherzigen Reichen aus. Doch der, welcher mein väterliches Schloß an sich gerissen und der eigentliche Verderber meines Vaters gewesen, spottete mit rohem Unglauben: „Spare deine Drohungen, Lump! ich verlache des Himmels Zorn und trotze ihm im Schutze dieser festen Mauern und Thürme, wohin die strafende Gerechtigkeit, wie du auch damit drohen magst, nicht reicht.“ — Der Arme nahm mich mit in seine Hütte und versprach, mich nicht zu verlassen. In der nächsten Nacht weckten mich dröhnende Donnerschläge; die ganze Hütte erbebte davon. Die Natur war im furchtbarsten Aufruhr; ein wüthender Orkan hatte sich erhoben, der starke Bäume gleich Strohhalmen knickte. Wild peitschte der Sturm den weißen Gischt der empörten Wellen gegen die Felsenufer; glühenden Schlangen gleich, durchzüngelten Blitze die schwarzen Wolken. Das währte so wohl eine Stunde. Da blitzte es plötzlich mit so entsetzlicher Helle auf, daß alles Vorherige nur matter Schein dagegen war, die ganze Hütte stand wie im lichten Feuer. In demselben Augenblick krachte der Donner mit nie gehörter Gewalt drei- viermal und das Echo der Felsen gab den erschütternden Schall hundertfältig zurück. Dann, als habe er sich nun seiner ganzen Wuth entladen, wurde Alles still. — „Das hat gezündet! — Es kann nicht anders sein!“ — riefen die bebenden Hüttenbewohner. Und von den benachbarten Thürmen dröhnten die Sturmglocken weit durch die grausige Nacht, die Feuersnoth verkündigend. Diese nahm, von dem Orkan immer neu angefacht, mit reißender Schnelligkeit

Ueberhand, der ganze Horizont glühte wie ein Flammenmeer! Der Arme aus der Hütte eilte mit Löschwerkzeugen zur Stelle der Gefahr. Nach einer Stunde kam er zurück. „Wo Gott richtet,“ sprach er zu mir, „da muß die Menschenkraft erlahmen! Gestern noch trotzte der Reiche in deines Vaters Schloß dem Zorn des Himmels — nun hat er ihn ereilt. Die festen Thürme und Mauern, die ihn schützen sollten, sind Nichts mehr — als ein glühender Schutthaufen, der sich als Grabhügel über den Frevler wölbt. — O, irret euch nicht: Gott läßt seiner nicht spotten! Seine Strafe ereilt den Sünder früh oder spät.“ —

Das Schloß wurde nie wieder aufgebaut. Du siehst nur noch zerstreute Trümmer, welche die Flamme verschonte, und die gleichsam als Wahrzeichen die wüste Stätte bezeichnen, wo einst viel gesündigt wurde.

Wohl ein Jahr lebte ich in der Hütte des Armen. Ich bekam alle Tage ein wenig zu essen, weidete dafür die Schafe meines Pflegevaters, blies auf meiner Schalmei, oder las wieder und immer wieder die schönen Bücher, die meine Mutter mir geschenkt, und die ich heilig aufbewahrt hatte. Sie waren mein einziges Eigenthum! Aus ihnen öffnete sich mir wieder eine unversiegbare Quelle reiner Freuden. Ich lernte Gott und die Natur kennen und lieben und gab beiden mein ganzes Herz zu eigen. Für mich hatte jedes Blümchen eine Sprache, alle redeten mir von Gottes Liebe. Mit jedem Abend, wenn die Sonne sank, und ich meine kleine Heerde heimgetrieben hatte, ging ich auf den Friedhof und blies meinem Mütterchen ein Schlummerlied auf der Schalmei. Dann war mir's, als umschwebe sie mich. Ich redete laut zu ihr, sagte ihr, was ich den Tag über gethan, gedacht, betete mit ihr, wie sie mich's gelehrt, für Vater, Bruder und alle Menschen. Fröhlich, beruhigt kam ich dann in die Hütte zurück und schlief sanft, bis die Sonne mich weckte. Da störte mich das Schicksal abermals rauh in diesem glücklichen Stillleben: Mein guter Pflegevater starb. Wieder stand der Verwaiste schutzlos da in der Welt.

Am dritten Abend nach seinem Tode saß ich auf meiner Mutter Grabe; mich hungerte sehr. Niemand begehrte meiner geringen Dienste und wollte mich dafür nähren. Ich zählte erst neun Jahre und war sehr klein und schwach. Da hörte ich etwas neben mir seufzen und wimmern, schüchtern blickte ich mich um: die Bettlerin kauerte im Grase und klagte über Mattigkeit und Hunger. „Warte einen Augenblick, ich will dich sättigen!“ rief ich, eilte in's Dorf, blies auf der Schalmei vor den

Thüren derer, die ich als die Mitleidigsten kannte und bat um ein kleines Stückchen Brot. Man gab mir willig, ich brachte es der kranken Frau. Sie nahm es dankbar, theilte es mit mir und fragte: ob ich mir einen Gotteslohn erwerben, mit ihr gehen, sie stützen und führen wolle? Sie sei zu schwach, länger allein im Lande umher zu pilgern. Ich besann mich nicht lange. Ich trug ja meine Welt in mir, darum erschien mir auch Gottes Erde überall gleich schön. Nur Eines machte mir Schmerz, daß ich vom Grabe meiner Mutter scheiden sollte. Doch dachte ich auch wieder: „Ihr Geist umschwebt dich ja überall!“ begoß noch ein Mal die Blumen auf dem kleinen Hügel, dachte: „künftig tränkt euch des Himmels Thau!“ — nahm meine Schalmei und meine Bücher und ging getrost mit der Bettlerin.

Auf mich gestützt, pilgerte sie mit mir von Dorf zu Dorf. Sie bat mit Worten, ich durch meine Schalmei um unser täglich Brot, und wir hungerten selten. Wochen gingen auf diese Weise hin. Ich hatte mich nun schon daran gewöhnt, auf grünem Rasen, einen Stein zum Pfühl und den blauen Sternenhimmel zur Decke, recht süß zu schlummern. Ich sah in jedem Sternchen ein Gottesauge und das Flüstern der Blätter, das sanfte Rauschen der Wellen klang mir immer wie ein Wiegenlied. So lagerten wir denn wieder einst am Ufer des Rheins zur nächtlichen Ruh'. Wie sie dies sehr häufig that, erzählte mir die Bettlerin auch heute viel von den Wundern und der Lieblichkeit im schönen, tiefen Rhein. Sie regte dadurch meine kindische Fantasie so auf, daß ich den schon gegen meine Mutter geäußerten Wunsch: „Es möchte mir vergönnt sein, nur einmal hinunter zu steigen in die blaue Flut!“ auf's Neue laut aussprach. „Und stände es nun bei mir, dir die Pforten in jenes kristallene Reich zu öffnen, würdest du mir dafür danken, Deodat?“ fragte die Alte mit seltsamem Lächeln. „O, wenn es dort neben nie gesehener Herrlichkeit auch einen Himmel und Sterne und Blumen giebt, wie glücklich wollte ich sein!“ — Als ich endlich spät einschlief, belebten bunte, wunderbare Bilder meine Träume; lange, so lange wie ich nie geträumt, umgaukelten sie mich. Da weckte mich endlich:

„Ein Klingen, wie Flöten so süß,
Wie Stimmen der Engel im Paradies!
Und als ich erwachte in seliger Lust,
Da — — — — —“



Deodat und die Bettlerin.

ja, da schloß ich geblendet wieder die Augen und glaubte fortzuträumen. Endlich wagte ich es, sie wieder zu öffnen. Ich lag auf seidenem Pfühl im kristallenen Gemach. Goldene Säulen trugen das gewölbte Himmelszelt von Saphiren, an dem unzählige Goldtopase als Sternlein glänzten. Süß betäubende, ambrosische Düfte durchwehten die weite Halle. In den Nischen der Wände prangte in goldenen Vasen der lieblichste Flor von rothen und weißen Rosen. Diese Rosen waren das einzig Natürliche, was ich rings um mich gewahrte. Ich sehnte mich, eine zu pflücken. Sie sollte mir meine Bücher und meine Schalmei ersetzen, welche ich schmerzlich vermißte. Schüchtern erhob ich mich, aber vor meinem eigenen Spiegelbilde erschreckend, das mir die kristallenen Wände zurück warfen, sank ich auf das Lager zurück. Ich hatte mein Gesicht gesehen, meine Augen, und doch war es wieder beides nicht. Meine Gestalt war bedeutend größer geworden, ich sah' aus, als zählte ich statt neun — achtzehn Jahre. Was war mit mir geschehen? Wie lange hatte ich denn geschlafen? — Ein unbeschreiblich drückendes, beklemmendes Gefühl ergriff mich. Da berührte mein Ohr zauberischer, nie gehörter, lieblicher Gesang — so zart verschmelzend, so weich und beruhigeud! und eine bekannte Stimme, die der Bettlerin, rief: „Deodat!" Ermuthigt, da ich ein lebendes Wesen in meiner Nähe wußte, blickte ich auf; aber nicht die Bettlerin, eine jugendlich schöne Gestalt von wunderbarer Lieblichkeit stand vor mir und sprach lächelnd, mit einem Ton der Stimme, in welchem sich der sanfte Ausdruck meiner alten Begleiterin mit jugendlicher Frische wunderbar vereinte: „Du hast lange geschlafen, Deodat!"

„Wache ich denn jetzt? — wo bin ich? — und wer bist du?" —

„Du bist im kristallenen Schloß im schönen, tiefen Rhein und siehest in mir die Königin dieses herrrlichen Reiches. — Fürchte dich nicht!" fuhr sie gütig fort, „ich will dir Alles erklären: Ich bin ein guter Geist, der den größeren, welcher in den blauen Wolken über eurer Erde thronet und in die Tiefe der Fluthen sieht, willig anerkennt und ihm als Botin dient, so oft er es begehrt. Dieser große Herrscher gesellt jeglichem Erdenpilger einen guten und einen bösen Geist zu, damit diese mit einander kämpfen und die guten den Sieg behalten. Gewöhnlich umschweben ihn diese Geister in unsichtbarer Gestalt und leider triumphiren

gar oft die bösen. Sie geben sich in den heftigen Leidenschaften kund, die nicht Alle zu bekämpfen verstehen und deren Viele als Opfer fallen! — Die guten sind die Liebe, der Glauben, im schönsten und weitesten Sinne. Wer sie treu bewahrt und oben erhält, dem werden sie zu Schutzengeln, die dann in seltenen Fällen in verkörperter Gestalt dem Sterblichen erscheinen. Mir gebot der große Geist, in Gestalt einer Bettlerin als Schutzgeist deiner Mutter und deiner Kindheit auf Erden von Zeit zu Zeit zu erscheinen. Ich prüfte deine Mutter in den Tagen ihres Glanzes und erkannte die Nächstenliebe als schönste Blume im Kranz ihrer Tugenden. Ich prüfte sie in den Tagen der Noth und des Kummers, — sie hatte Alles verloren. — Seelenstärke zum Dulden, fromme Liebe, Ergebung und Glaube waren ihr unverlierbares Eigenthum geblieben. Sie betrachtete die Anweisung zu künftigem Erwerb, welche die Unsichtbaren ihr gegeben, als Gotteswink und nutzte sie als solchen, meinend: der Mensch müsse redlich das Seinige thun, dann gäbe der liebe Gott seinen Segen. Der Vater im Himmel rief deine Mutter zu sich. Du weintest an ihrem Grabe, aber Liebe und Glauben blieben in dir. Auch du nutztest die Gabe aus unsichtbarer Hand, dir dein Brod zu erwerben, so gut du vermochtest. Du zogest mit der Bettlerin, theiltest dein Weniges mit ihr und bliebest immer liebreich und glaubensvoll. Sieh, Deodat, die Zeit der Prüfung ist nun vorüber, die des Lohnes gekommen! Ich hoffe, dir den schönsten durch Erfüllung deines Lieblingswunsches zu bereiten. Damit du aber mit reiferem Verstande dich dessen erfreuen mögest, was dich erwartet, damit du fähig seiest, selbst zu überlegen, zu prüfen und immer nur das Beste zu wählen, so senkte ich an jenem Abende, an dem du diesen Wunsch so lebhaft gegen mich aussprachst, einen Zauberschlaf auf deine Augen und weckte dich erst nach neun Jahren als Jüngling in meinem Reich unter der blauen Flut. Bleibe nun bei mir im kristallenen Schloß; erfreue dich der neuen Herrlichkeit; sei glücklich!“

Sie schwieg. — Mir war so wohl und wonnig und doch so wunderbar. — Ich konnte keine Worte finden, der gütigen und schönen Gebieterin dieses lichten Reiches zu danken. Wie betäubt, stand ich da.

Da erhoben sich aufs Neue wunderliebliche Töne, als wenn Engel singen, und Himmelsklänge das Herz entzücken und erheben. Und in den rothen und weißen Rosen regte sich's wie leises Flüstern und Rau-

schen. Ihre Kelche öffneten sich, und rosenbekränzte, von lichten Gewändern umwallte Engelsgestalten schwebten daraus hervor. Im luftigen Reigen, durch die weiten Hallen ihre fröhlichen Tänze fortsetzend, verloren sie sich in einem grünen Hain.

„Nun, ist's nicht schön in meinem Reich? Waltet hier nicht Frohsinn und Heiterkeit als belebendes Element?“ fragte die Königin und fügte, als ich schwieg hinzu: „Diese lieblichen Wesen sind meine Gefährtinnen und Dienerinnen, Unsterbliche gleich mir. Oben auf der Erde nennt man sie Wassernymphen, oder Sirenen und fürchtet sie oft; doch fürchtet in ihnen Jeder nur die eigene Schwäche. Komm jetzt mit mir, sieh' meine Auen, meine Blumen! und sage dann, ob deine Erde schönere aufzuweisen hat?“

Sie führte mich auf Wiesen, wo jeder Grashalm ein Smaragd, die Thautropfen darauf die reinsten Diamanten, jedes Wiesenblümchen lichte Rubinen und die kleinen Vergißmeinnicht Türkisen waren. Bäche von flüssigem Silber durchrieselten die Auen. — Es war eine starre, wunderbare Pracht! — Aber wo blieb das warme Leben? — Das Auge mußte sich geblendet abwenden, doch das Herz blieb kalt. —

Dieser erste Eindruck blieb derselbe, selbst nachdem ich etwa acht Tage im kristallenen Schloß und seiner glanzvollen Umgebung zugebracht. Ja, er verstärkte sich mit jeder Stunde. Das Auge wird gar bald auch des Schönsten überdrüßig, wenn nicht zugleich das Gemüth angeregt, der Geist beschäftigt wird. Ich sehnte mich nach der schönen, natürlichen Gotteswelt, nach meinen Büchern, meiner Schalmei. Das Uebernatürliche um mich ängstigte und bedrückte mich endlich so sehr, daß ich die Königin der Nymphen anflehte, mich der Erde zurück zu geben.

Diese Bitte schien sie zu überraschen. „War es einst nicht dein sehnlichster Wunsch, mein Reich unter der blauen Flut zu schauen? hier zu weilen, wo kein Wölkchen unsern Himmel trübt, kein Sturm unsere Blüthen knickt? wo Gesang und Tanz die Stunden beflügeln und Lust und Frohsinn walten?“

„Königin! dein Reich ist schön! zu schön, als daß ein Sterblicher es ganz fassen könnte! — O, vergieb! diese starre Pracht, die keinem Wechsel unterthan ist, ermüdet mich. Dies müßige Leben ist nur für die Unsterblichen geschaffen; des Erdgebornen ist es unwürdig, denn er

fühlt: Gott schuf ihn, um für Andere und sich selbst nützlich zu wirken. Es wird mir so klar: nur der Fantasie des Sterblichen sei es vergönnt, in das Reich des Fernen, Unerreichbaren, Uebernatürlichen hinüber zu schweifen, sich in die Himmel hinauf zu schwingen, oder hinab in die Tiefen der Erde, oder der blauen Flut! Aber er begehre nicht die Verwirklichung dieser Träume! — mit ihr verschwindet der Reiz."

Die Königin lächelte und sprach: "Wohl dir, daß du so früh diese Ueberzeugung gewonnen! Ja wohl, die Träume der Fantasie verschönern das Erdenleben, aber die Sterblichen mögen sich nie von ihnen beherrschen lassen, nie mehr von ihnen erwarten, als sie ihnen sein sollen, nie ihr Glück von ihnen abhängig machen. Der Mensch sei ganz Mensch in der edelsten Bedeutung, und die Erde wird ihm dann eine so schöne Heimath sein, daß er keiner anderen begehrt, bis sich ihm einst die Pforten der wahren, ewigen Heimath öffnen. — Es halte sich also der Sterbliche zu den Sterblichen, dort nur wird ihm wohl sein! so wie mir und meinen Gefährtinnen nur wohl ist im kristallenen Schloß im schönen, tiefen Rhein. — Deine Bitte sei gewährt! — bleibe treu der Liebe und dem Glauben; erhalte dir die Welt im eigenen Herzen, und ich werde dich stets unsichtbar schützend umschweben." —

Wieder ertönte lieblicher Gesang, leichter Schlaf senkte sich auf meine Augenlider, bunte, anmuthige Träume umgaukelten mich. Als ich erwachte, lag ich auf grünem Rasen am Ufer des Rheins; neben mir meine Bücher, meine Schalmei, eine grüne Weinrebe, Spaten und Hacke. Dankbar nahm ich diese Gaben meiner gütigen Schutzgöttin und gelobte mir, sie zu nützen. —

O wie schön, wie viel schöner noch als je zuvor erschien mir nun die herrliche Gotteswelt! Nur was wir einmal verloren, wissen wir recht würdig zu schätzen, wenn es uns aufs Neue beschieden wird.

Wohlgemuth, glaubensvoll schritt ich ins Land hinein, mir ein Plätzchen zu suchen, wo ich mir in Gebet und Arbeit mein Brot erwerben möchte. Ich kam zu einem schönen Weinberge, nahe der Stätte, wo meine Mutter schläft. Da gedachte ich der Rebe, die mir die Königin im kristallenen Haus geschenkt und bat den Herrn des Weinberges, mich als Arbeiter in demselben anzunehmen. Hier nun lebte ich jahrelang, vollkommen zufrieden mit meinem Loose. In freien Stunden las ich gute und nützliche Bücher, um dadurch meinen Geist fortzubilden und mir immer

neue Quellen reiner Freuden zu öffnen. Senkte sich dann die Sonne hinter den fernen Hügel, läuteten die Glocken den stillen Abend ein; dann eilte ich zum Friedhofe und blies, wie einst als Knabe, meiner geliebten Verklärten ein Schlummerlied auf der Schalmei. Oder ich saß am Ufer des Rheins und gedachte voll Liebe und Dankbarkeit der gütigen Königin dort unten in der blauen Flut. Aber ich sehnte mich nie wieder hinab, denn in mir lebte die Ueberzeugung fort: Nur ein Leben voll nützlicher Wirksamkeit, ein Wandeln in Liebe und Glauben sichern dem Herzen den Frieden, öffnen uns die Pforten zum wahren, stillen Glück.

Nach zehnjähriger Arbeit im Weinberge hatte ich durch redlichen Fleiß so viel erworben, um selbst einen kleinen Weingarten in Pacht nehmen zu können. Siehst du drüben am jenseitigen Flußufer jenes freundliche Dörfchen im Mondenglanz schimmern? Dort, wo neben hochpoetischer Natur die blühendste Industrie vorwaltet, baute ich mir mein Eden und wähnte, einen Engel einzuführen. Es war anders beschlossen. — Laß mich jene Periode meines Lebens nur flüchtig berühren, — in sie fallen große Schmerzen.“ Hier schwieg der Greis einige Augenblicke, strich dann mit der Hand über Stirn und Augen und fuhr fort: „Ich bin der Meinung, je mehr der Mensch sich nicht nur körperlich, sondern auch geistig beschäftigt, je nützlicher er sich macht, um so eher vergißt er, was nicht zu ändern ist, um so wohler und zufriedener fühlt er sich; darum übernahm ich neben meinen Arbeiten im Weingarten auch das Amt eines Lehrers der Jugend. Auf diese Weise bewahrte ich mich zugleich vor einem bösen Feinde, der oft die Quelle innern Unmuths, ja wohl die großer Verirrungen werden kann, der Langenweile.

An schönen Abenden ruderte ich oft im leichten Nachen an's diesseitige Ufer des Stromes, um von hier aus ein liebes, letztes, stilles Haus zu besuchen. Auf dem Wege dahin sprach mich einst ein Bettler von zusammengesunkener Gestalt und schneeweißem Haupt, um eine Gabe bittend, an. Wohl war die Stimme, mit der er sprach, gebrochen und zitternd; doch lag Etwas in ihr, das wie Klänge aus meiner frühesten Kindheit mein Ohr berührte. Ich suchte ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Scheu wich er anfangs meinen Fragen aus; doch je länger ich zu ihm redete, je mehr schien sein Mißtrauen, seine ängstliche Beklommenheit ihn zu verlassen. „O Herr!“ sagte er endlich, gewiß ihr waret

auch einst arm und hilfsbedürftig! Das fühle ich, da ihr in dem Armen, Unglücklichen nur einen Gegenstand des Mitleidens, nicht auch einen der Verachtung seht, ihn wenigstens dies letztere nicht empfinden laßt! — O, es ist hart und recht bitter, Almosen suchen zu müssen! um so härter, wenn eine innere Stimme, die Nichts zum Schweigen bringen kann, uns unabläßig zuruft: „Dir geschieht recht! du verschuldetest reichlich so bittere Demüthigung, wie dir jetzt widerfährt.“ — „Herr! glaubt mir, ich hätte längst aufgehört, Almosen zu suchen, hätte längst meinem elenden Dasein ein Ziel gesteckt, fürchtete ich den Tod nicht noch mehr, als ich das Leben hasse!“ —

Es lag eine so grenzenlose Bitterkeit, eine so gänzliche Zerfallenheit mit sich selbst in seinen Worten, mehr noch im Ton seiner Stimme und dabei ein Etwas, das unläugbar darthat, diesem Armen sei sein trauriges Loos nicht bei der Wiege gesungen, er habe einst auf einer höheren Stufe im Leben gestanden, so daß meine lebhafteste Theilnahme an seinem Schicksal rege wurde. Er mochte dies in meinen Augen lesen; nach kurzem Schweigen hob er wieder an: „Seht dort jene Ruine auf dem Felsen drüben! Einst war es ein mächtiges Schloß mit stolzen Zinnen und Thürmen; drinnen waltete fürstlicher Reichthum, Pracht und Glanz, aber auch ein böser Geist in Gestalt des Schloßherrn. Er suchte die Freuden des Lebens auf eine Weise, die uns eine kurze Zeit ergötzen und betäuben mag, um uns dann, wenn der Rausch verfliegt, die Geist tödtende, Herz verderbende Nichtigkeit unseres Treibens recht fühlbar zu machen. — In rauschenden, sinnlosen Genüssen, in Gemeinschaft wilder, lärmender Genossen vergeudete der Besitzer jenes Schlosses seine besten Jahre, seine Güter. — Taub gegen die warnende Stimme eines Engels, den der Himmel ihm in seiner sanften Gattin zur Seite gestellt, taumelte er dem Abgrunde zu, bis er, Gattin und Kind in Schmach und Elend hinausstoßend, als ein Bettler, aus jenen Räumen flüchten mußte, wo er einst der Herrscher war. Doch einmal an Freuden gewöhnt, ohne die ihm das Leben undenkbar erschien, war ihm kein Mittel zu schlecht, durch welches er sich dieselben bereiten konnte. Er wurde ein gemeiner Verbrecher! — bis Alter und Hinfälligkeit ihn auch dazu unfähig machten und ihm Nichts blieb als die furchtbare Erkenntniß eines gänzlich verfehlten Lebens und die Höllenmarter des Gewissens. — Da packte ihn die Verzweiflung. Er wollte den Tod herbei rufen — doch schau-

derte er davor zurück, denn er fühlte: „Es giebt eine Vergeltung!“ — So schleppte er also sein elendes Dasein fort und sammelte, um es zu fristen, Almosen vor den Thüren der Reichen. — Er kam auch zu denen, die einst die Genossen seiner Verirrungen gewesen, die sein Hab und Gut verprassen halfen. Den Böseften von ihnen hatte Gottes Gericht ereilt. Er wurde unter den Trümmern des Schlosses begraben, das er freventlich an sich gerissen. Andere lebten nicht mehr, oder befanden sich in so zerrütteten Vermögensverhältnissen, die ihnen nicht gestatteten, Etwas für den Nächsten zu thun. Einige Wenige aber, die sich wohl des Verarmten annehmen konnten, wenn sie den guten Willen dazu gehabt, und denen er sich entdeckte, wollten den einst reichen Schloßherrn in dem Bettler nicht wieder erkennen und wiesen ihn mit Hohnlachen von ihrer Thür. — Und dieser Elende, dieser Verworfene, von dem sich Gott und Menschen mit Abscheu wenden müssen, bin — bin ich!“ —

Da war es heraus, das entsetzliche Geständniß, dessen schmerzliche Ahnung, schon beim Beginn der Erzählung des Bettlers, meine Seele durchzuckt. Der Unglückliche war mein Vater! — Noch zögerte ich, ihm dies zu sagen. „Und was wurde aus eurer Gattin, euren Kindern?“ — fragte ich. „O, woran mahnt ihr mich! — Von meiner Gattin, meinem jüngsten Knaben weiß ich Nichts! — Ich hoffe aber, sie fanden lange die Ruhe im Grabe, das für sie keine Schrecken haben kann; denn die Sünde blieb ihnen fremd. — Mein ältester Sohn — Gott! der ist ein verlorener Mensch! verloren durch des Vaters sündiges Beispiel. — Lange war er, nachdem er mit mir aus unserm schmählich vergeudeten Besitzthum geflohen, der Gefährte und Theilnehmer meines verwerflichen Treibens; — als ich alt und ihm zur Last wurde, verließ er mich. Ich fand nie wieder eine Spur von ihm.“ —

„Unglücklicher Mann!“ rief ich, auf's Tiefste ergriffen, „doch faßt noch einmal Vertrauen zu Gottes Gnade und zu den Menschen! Glaubt mir, nicht der Zufall, die Hand des Höchsten leitete euch zu dieser Stelle, hieß euch, dem Unbekannten euer Herz öffnen. Ich stehe euch nicht so fern, als ihr wähnt! — Eure Gattin ging schon vor lange hinüber in die wahre Heimath, aber euer jüngster Sohn lebt, er steht vor euch und wird euch nie verlassen.“ — —

Starr sah der Greis einige Augenblicke zu mir auf, seine Lippen bebten, seine Kniee schwankten, sein zitternder Körper brach zusammen.

Endlich erholte er sich wieder. Ich nahm ihn mit in meine Hütte und pflegte seiner. Er genas langsam am Körper, langsamer noch an der Seele. Ach, diese war durch eigene Schuld gar tief verwundet! Es gehörte viel Ueberredung, häufiges Hinweisen auf des Höchsten endlose Liebe dazu, ehe sie sich so weit ermuthigte, um durch die tiefste Reue endlich an ein göttliches Vergeben zu glauben. Da wurde es stiller in dem verstörten Gemüth, glaubensvoller in der gemarterten Seele. Er arbeitete mit mir in meinem Weingarten, wurde von Tag zu Tage ruhiger; aber die wahre Heiterkeit der Frommen blieb ihm dennoch fern; gar nachhaltige, schmerzliche Erinnerungen unterdrückten sie gewaltsam.

Monate waren vergangen; es war ein schöner Abend. Mein Vater lustwandelte mit mir am Ufer des Rheins. Bald fühlte er sich ermüdet. Wir setzten uns auf einen Stein und genossen der erquicklichen Kühle, bis unvermerkt Mitternacht heran kam. Da schreckte uns ein todesbitteres Hohnlachen und gleich darauf der Fall eines schweren Körpers vom Uferrand in das Wasser, auf. „Das ist ein Unglücklicher, der den Tod sucht!“ rief ich von Grausen geschüttelt, warf meine Kleider ab und mich, da ich schwimmen konnte, in den Strom, der eben glücklicherweise ziemlich ruhig flutete und es mir dadurch leicht machte, den Gegenstand meines Suchens bald zu finden. Aber nun erst hatte ich einen schweren Kampf zu bestehen. Der Unglückliche rang sich gewaltsam von mir los, um sein finsteres Ziel zu verfolgen. Endlich aber siegte ich dennoch durch den Vortheil größerer Kraft und erreichte mit ihm das Ufer. Nur durch die Anwendung von Gewalt gelang es, den Unglücklichen in meine Hütte zu bringen, wo er besinnungslos niedersank.

Als der bleiche Morgen das Gemach durchdämmerte, schlug er die Augen auf, warf wilde, verstörte Blicke um sich und brach in heftige Vorwürfe aus, daß man ihn gewaltsam gehindert, seinen Qualen ein Ende zu machen. Beim Ton dieser Stimme schreckte mein Vater erbebend zusammen, näherte sich zagend dem noch immer Schmähenden, sah die wilden Augen, die eingesunkenen verzerrten Züge und sank mit dem gellenden Schmerzensruf: „Mein Sohn! mein Sohn! so weit mußte es mit dir kommen?!“ — neben ihm nieder. Auch der Sohn erkannte den Vater. Unsanft schob er ihn von sich. „Ja, so weit hat dein Beispiel, deine Lehre mich gebracht!“ — murmelte er dumpf. „O, mein Sohn! an dir wiederholt sich das ganze Trauerspiel meines Lebens und

ich trage die Schuld! — Vergieb, vergieb mir!“ — jammerte der Greis. Der Sohn lachte. „Kannst du mir Geld geben, viel Geld! und Wein, so viel, daß ich alle bösen, störenden Gedanken darin ersäufe, und Würfel, daß ich mit ihnen die Zeit betrüge?“ rief er wild; „wenn nicht, so laß mich zurück in mein kaltes Grab. Was kann mir das elende Leben noch bieten!“ —

Das ging noch lange so fort, und du darfst mir's glauben, es war kein Kleines, diesen armen, so tief Verirrten, auf die rechte Bahn zurückzuführen. Monate bedurfte es, ja Jahre und einen großen Aufwand von Geduld. Endlich aber gelang es, so weit es überall noch möglich war. Mein armer Bruder öffnete sein Herz allmälig der Reue und mit ihr der Besserung. Er gewöhnte sich nur sehr langsam an Arbeit, endlich fand er aber sogar Geschmack daran. Er las mit mir gute Bücher und erweckte dadurch das fast erstorbene Leben des Geistes in sich. Ich lehrte ihn Gott und die Natur kennen und lieben. Ach, ich that, was ich vermochte, ihn die Vergangenheit vergessen zu machen, seiner Gegenwart Zufriedenheit zu verschaffen, in ihm Glauben und Vertrauen auf die Zukunft zu wecken. — Aber es ist gar ein traurig Ding um den einmal verlornen Frieden. So vollkommen und ungetrübt, wie Gott ihn uns in's Herz legte, als er uns schuf, führt ihn auch die tiefste Reue selten, oder nie zurück. — Mein Bruder wurde mit der Zeit ein stiller, scheinbar ruhiger Mensch; heiter wurde er nie. — Die reinen Freuden, die mein Leben verschönten, hatten für ihn wenig Reiz, weil sie bei ihm nicht aus dem innern Spiegel wiederstrahlten; aber ich war doch froh, ihn wenigstens so weit zu haben. War doch sein besseres Theil gerettet!

Jahre gingen vorüber. Da starb mein Vater an Alterschwäche. Er starb versöhnt mit seinem Gott, und meine Thränen an seinem Grabe waren milde. Mein Bruder überlebte den Greis noch geraume Zeit, und als auch er von mir schied, fühlte ich, daß ich ihm nichts Besseres wünschen konnte. Denn einzig im Grabe hoffte er die Ruhe zu finden, die er hienieden verscherzt, und die ihm nachdem immer nur unvollkommen zu Theil geworden.

Seitdem stehe ich nun vereinsamt. Mein Haar ist weiß geworden, ich bin wohl dem Grabe nicht mehr fern. Obwohl ich dies nicht scheue, liebe ich doch das Leben! Es hat mir, da ich nie mehr Ansprüche an dasselbe machte, als man vernünftiger Weise machen sollte, Alles gewährt,

um zufrieden sein zu können. Ich fühle, ich habe nicht ganz nutzlos gelebt. Nie machte ich mein Glück von Aeußerlichkeiten abhängig, baute mir meine Welt im eigenen Herzen und überzeugte mich, daß diese keinem Wechsel unterthan, daß sie die sicherste Quelle ist, aus der wir schöpfen: die Seelenstärke zum Dulden, die Heiterkeit zum Genießen, den Glauben, das Vertrauen auf die Zukunft. Und theile ich auch das Loos aller Sterblichen, blieb auch mir ein lieber Herzenswunsch, ein stilles Sehnen unerfüllt, — nun — so verweise ich beides in das Reich der Fantasie und der Träume!"

Die Schatten der Nacht wichen allmälig dem freundlichen Morgenroth; goldig glühend spiegelte es sich in der klaren Flut, überglänzte zauberisch Felsen, Flur und Bäume. "Meine Zeit ist um, die junge Sonne ruft mich zu des Tages Geschäften!" sprach der Greis und fügte freundlich hinzu: "Komm mit mir hinüber, Jüngling! meine Hütte öffnet sich so gerne gastlich dem Wanderer." Wie hätte ich so freundliches Erbieten ablehnen mögen? Im leichten Nachen ruderten wir an's jenseitige Ufer.

In einem kleinen, wohlgepflegten Weingarten lag ein kleines, weißgetünchtes, weinumranktes Häuschen, die friedliche Wohnung des würdigen Greises. Das Innere desselben war mit Allem, was man zu den Bedürfnissen des Lebens rechnet, nach bescheidenem Maßstab hinlänglich versehen; nur was Luxus oder Mode gebieten, schien verbannt. Es enthielt eine kleine, gewählte Bibliothek, mehrere musikalische Instrumente, unter diesen eine Schalmei, der man es wohl ansah, daß sie schon die Freundin und Trösterin des Knaben gewesen, der jetzt ein Greis geworden. Kurz, man vermißte Nichts, was geeignet war, das einsame Leben des Bewohners zu erheitern und zu verschönen.

Der Greis machte den liebenswürdigsten Wirth und gab dadurch dem einfachen Morgenimbiß die beste Würze.

Als nun die Sonne etwas höher herauf kam, versammelte sich die Jugend des Dorfes um den Greis Deodat. Er ging mit den Kindern in den Garten unter die Blüthenbäume. "Dies ist, wenn Jahreszeit und Witterung es erlauben, unsere Schulstube!" sagte er zu mir mit seinem so sanftem, angenehmen Lächeln. "Der blaue Himmel, die Sonne, die Blumen und Blüthen und Abends der Mond und die Sterne, das

sind unsere Bücher! O glaube mir, Jüngling! die große, herrliche Natur ist die beste Lehrmeisterin!"

Ach, ich glaubte Alles, was Deodat sprach; ich fühlte, daß Alles so wahr war und aus dem Herzen kam. Und mußte ich auch endlich von ihm scheiden, um meine Wanderung fortzusetzen, so blieb mir doch die Erinnerung an ihn und an das Märchen seines Lebens unvergeßlich.

Selbst nach Jahren, als ich längst in die liebe Heimath zurückgekehrt war, gedachte ich noch oft und gerne des Abenteuers der ersten Nacht meiner Wanderung am Rhein. Und fehlte auch mir im Laufe meines Lebens die Veranlassung nicht, mit dem Dichter auszurufen:

"Nicht, daß im jungen Maienglanz
Nie Wetterwolken glühten;
Nicht, daß im seligen Jugendkranz
Nie dunkle Blumen blühten;
Ach, Dornen hat das hellste Blatt,
Das uns die Horen bieten!" —

so hatte mich doch Deodats Beispiel nnd Lehre befähigt, den Stachel der Dornen abzustumpfen, dadurch: daß ich mir die Welt im eigenen Herzen baute.

Martha v. d. Höhe.
(Klara v. Massow.)

Das Samenkörnchen.

„Was senkst du in der Erde Grab
So viele Körnlein denn hinab,
Was soll dir's, Vater frommen?
Kann doch kein Sonnenstrahl hinein,
Noch sanfter Mond- und Sternenschein
Zu all' den Körnlein kommen.“

„„Sieh, der Natur gewalt'ge Hand
Ist dir, mein Kind, noch unbekannt,
Doch laß dir das nicht bangen;
Wenn Frühling wird herüber weh'n,
Wird's schon von selber aufersteh'n,
Und 's soll dir herrlich prangen.““

„Kann ich dich wahrlich nicht versteh'n,
Weiß ich doch nicht, wie das gescheh'n,
Wie das wohl könne werden;
Doch glaub' ich, lieber Vater, dir,
Und bin's gewiß, im Frühling hier
Erblüht's aus dieser Erden.“

Und sieh', dem Kind ward nicht geraubt,
Was er dem Vater fromm geglaubt,
Denn still that sich's entfalten;
Und als der schöne Frühling kam,
Stand's vor dem Knaben wundersam
In lieblichen Gestalten.

Der Vater aber nahm das Wort
Und sprach zum Söhnlein: „„Immerfort
Treibt unsre gute Erde;
Das ist nun einmal so ihr Brauch,
Die Sonne thut das Ihre auch
Und Gott der Herr spricht: Werde!““

„„Das glaube fest, o Söhnchen mein,
Und achte wohl und merke fein
Der Schöpfung rege Weise:
Was in die Erde wird gelegt,
Das steht einst auf und blüht und trägt
Dem Herrn zum Dank und Preise.““

So sprach der Vater fromm erweicht;
Das Söhnchen aber stand gebeugt
Und weinte stille Thränen;
Dann schmiegt es an den Vatrr sich:
„O, blüht' und trüg' dereinst auch ich,
Das wünsch' ich recht mit Sehnen.“ —

Es waren viele Monden schon
Seit dieser Frühlingszeit entfloh'n —
Da legte sich auf's Lager
Des Knaben Schwester, klein und zart,
Und heimgesucht von Krankheit hart
Ward bleich sie, blaß und hager.

Und bald nach einer kurzen Zeit
Erblühte sie zur Ewigkeit,
Zu besserm Morgenrothe;
Doch hin war nun des Vaters Lust,
Und fast erstorben seine Brust
Ob seines Kindes Tode.

Und als er stand vom Schmerz gebeugt,
Mit Augen trüb' und schwer und feucht
Am Grabe seiner Kleinen,
Und sah' nun senken still hinab
Den Leichnam in das kühle Grab
Mit ausgelass'nem Weinen:

Da sanft zu ihm das Söhnchen spricht:
„Du lieber Vater, wein' doch nicht,
Ach, sprachst du denn nicht immer:
Was in die Erde wird gelegt,
Das steht einst auf und blüht und trägt
In besserm Glanz und Schimmer?“

Dies Wort aus eines Kindes Mund'
Verklärt den Vater wohl zur Stund',
Voll Trost blickt er nach oben.
„„Ja, Kind, was du gesagt, ist wahr!
Komm denn, und laß uns immerdar
Den ew'gen Vater loben.““

Albert Kiekebusch.

Die Wünsche der Blumen.

Ein Märchen.

In dem Garten eines reichen Mannes, der die Blumen sehr liebte und sie mit so großer Sorgfalt behandelte, als ob es seine geliebten Kinder wären, stand ein großes Haus von Glas mit vielen, vielen Fenstern. In dieses gläserne Haus, das mit warmer Luft angefüllt war, wurden in den kältern Jahreszeiten die fremden Blumen, die sich der reiche

Mann aus den heißen Ländern hatte kommen lassen, hineingetragen und auf Blumengerüste gestellt. Sie waren hier geborgen vor Sturm und Regen, froren und dursteten nicht; denn der Gärtner kam mit seiner grünen Gießkanne und tränkte sie an jedem Morgen und Abend. Aber dennoch waren sie nicht zufrieden. Mißmuthig standen sie an den Fenstern und sahen neidisch auf die weißen, rothen und blauen Wiesenblümchen, die ihre Köpfe, noch vom Morgenthau gefüllt, aus dem hohen, grünen Grase hervorsteckten.

„Seht nur die kleinen Dinger da,“ sagte ein dunkelrother, stachlichter Kaktus, „wie keck und froh sie da unten beisammen sind, und wie die Schmetterlinge sie besuchen, wie die Sonnenstrahlen und der muntere Wind mit ihnen spielen. Wahrlich sie sind die Glücklichen dieser Erde. Nie kommt die Scheere eines Gärtners an sie heran, um sie zu stutzen nie werden sie, wie Gefangene, an Stöcke festgebunden, nie wie Sklaven, auf dem Markt zum Kauf ausgestellt, nie zu Bouquets abgeschnitten, um gleichsam als steife Geburtstagsgratulanten aufzutreten. Die kleinen Dinger sind zu beneiden in ihrer unschuldigen, unbefangenen, unverkünstelten Fröhlichkeit.“

So ungefähr sprach der Kaktus, und die Kamelien, Myrthen, die Vanille und andere stimmten ihm bei, und Alle sahen verdießlich auf die in Freiheit Gebornen und wünschten mit ihnen zu tauschen.

Diese waren ganz anderer Meinung. Die frischen, thaubesprengten Feldblumen blickten eben so neidisch zu dem schönen, großen Glaspallast, in welchem die stolzen, vornehmen Blumen wohnten, hinauf, wie diese hinunter.

„O, könnten wir dort leben in den rothen Töpfen,“ sagte ein Gänseblümchen, „unter dem Schutze jener Mauern, die nie ein Regentropfen durchdringt, wo nie der Tritt eines Wanderers uns berühren würde, wo wir von Menschenhänden gepflegt, behütet und bedient es uns bequem machen könnten.“

Die Butterblume, der Löwenzahn und andere stimmten ein; ja alle waren derselben Meinung, daß es eine große Ungerechtigkeit sei, sie hier ohne Dach und Haus unter freiem Himmel frieren zu lassen, während jene sich in einem Glaspallast breit machen durften.

Ueber diesem unzufriedenen Brüten waren die Treibhauspflanzen, wie die Wiesenblumen endlich eingeschlafen, denn die Nacht war gekommen

mit ihrem Sternenschimmer und Mondenschein, und der Gärtner hatte dicke Strohmatten an den Fenstern des Glaspallastes herabgelassen, zur äußersten Unzufriedenheit der also Verwahrten, die noch mit dem Monde liebäugeln wollten, und zum höchsten Neide der andern.

Der Mond aber lächelte über beide, wie ein vernünftiger Mensch etwa über die unvernünftigen Wünsche beschränkter Kinder lächelt, und versteckte sich hinter eine schwarze Wolke. Nun wurde es ganz finster und alle Blumen, die glücklichen wie die unglücklichen, die neidischen wie die zufriedenen, schliefen endlich ein.

Am andern Morgen, da konnte man ein sonderbares Schauspiel sehn. Der Mond hatte sich mit den Blumen einen Scherz gemacht, und die Treibhauspflanzen, während sie in ihren Töpfen schlummerten, aus diesen herausgenommen und sie auf die Wiese versetzt; die kleinen schlafenden Gänse- und Butterblumen dagegen in die rothen Thonhäuser getragen, nach denen sie eine solche Sehnsucht gehabt hatten. Als sie nun die Augen aufschlugen, da war der schalkhafte Mond schon lange fort und die Sonne sah staunend auf die Verwirrung. Sie war verdrießlich darüber, daß man ihre Lieblinge ihr entführt, und hüllte sich in einen grauen Nebelschleier.

Die Treibhauspflanzen, die sich über ihre Freiheit anfangs recht gefreut und beglückwünscht hatten, empfanden jetzt einen kalten Fieberschauer; sie zitterten und krochen in einander; es drang ihnen, wie kalter Todesathem, durch Mark und Stamm. Die Sonne wollte durchaus nicht aus dem Nebelschleier heraus; wie bittend sie auch zu ihr hinaufsahen. Nein, zum Ueberfluß schickte sie ihnen noch eine Flut kalter, großer Regentropfen hinab, so daß sie gebeugt ihre Häupter sinken ließen. Und die kleinen Wiesenblumen? wie behaglich und stolz hatten sie sich nicht eine kleine Weile in den rothen Töpfen befunden, ach, und nach wie kurzer Zeit schon beklagten sie den Tausch. Wir verschmachten hier, sagte das Gänseblümchen, kein Bischen frische Luft, es ist unerträglich. O nur ein Paar Tropfen jenes erfrischenden Regens, wie glücklich würden wir sein. Alle beklagten sich jetzt über die unerträgliche Hitze und ihren Durst; aber es half ihnen nichts. Niemand öffnete die Fenster, an welchen der Regen niedertroff. Drinnen und draußen stöhnten und ächzten die Blumen. Diese wollten wieder hinaus, jene hinein, und beide verwünschten ihre Unzufriedenheit.

Der Regen wurde immer heftiger; denn die Sonne wurde immer unzufriedener, daß sie ihren Lieblingen nicht zu Hülfe kommen und den Mond für den Schnabernack nicht bestrafen konnte, den er ihr gespielt. Endlich konnte sie den Jammer nicht länger mit ansehen, darum schickte sie einen prasselnden Hagel herab. Dieser fiel mit Allgewalt auf die Glasfenster nieder und zerschlug die dünnen Scheiben, daß es weithin klirrte. Da sprangen die Wiesenblümchen mit flinken Sätzen aus den offenen Fenstern und liefen vergnügt auf das Feld hinaus. Ach, wie frei athmeten sie hier auf, wo die vornehmen Treibhauspflanzen zerschlagen am Boden lagen. Der Gärtner kam und trug diese in den Glaspallast zurück und rettete durch sorgfältige Behandlung zwar noch einige von ihnen, aber die meisten starben an den Folgen der Schläge, die sie bekommen. Den kleinen Feldblumen aber fiel es nie mehr ein, sich in ein schönes Glashaus versetzt zu wünschen.

Jeanne Marie.

Das Leben.

„Denn tausend Jahre sind dir wie ein Tag, der gestern schwand.“ (Psalm 90.)

Beklage nicht, daß deinem Leben
Der Herr nur kurze Frist gegeben,
Dem Traume gleich dein Dasein ist.
Zu bösen Thaten, wie zu guten,
Brauchst du nur wenige Minuten;
Wie lang ist deines Lebens Frist!

Wie bei dem Vater aller Seelen
Jahrtausende nur Tage zählen,
Zählt jeder Tag Jahrtausend dir;
In einem Tage so viel Gutes
Kannst du vollbringen frohen Muthes,
Als wärst du ein Jahrtausend hier.

Ludwig Kożarski.

Drei Tage.

Ein Weiser sagte: Daß, zu leben,
Drei Tage nur dir sind gegeben,
Das schärfe dir alltäglich ein!
Der gestrige ist schon entronnen;
Und was du auch an ihm begonnen,
Gedacht, vollbracht, ist nicht mehr dein.

Der heutige ist bald entschwunden;
Er eilt von dir in wen'gen Stunden,
Dann bleibt dir noch ein Tag allein:
Der morgende, der unbekannte,
Den noch kein Mensch den sein'gen nannte;
Bedenk! er kann dein letzter sein!

Ludwig Koßarski.

Der Araber und der Perser.

Senkrecht fielen die Sonnenstrahlen auf das Sandmeer herab, und wie ein glühender Spiegel warf die Wüste alle Glutstrahlen der Sonne, dieses Königs der Wendekreise, zurück. Kein lebendes Wesen zeigte sich auf der Oberfläche der blendenden Ebene.

Es war Mittagszeit, da machten ein Araber und ein Perser Halt unter dem magern Laubwerk eines Akazienbusches. „Bruder, sagte der Perser, unsere treuen Stuten sind gestorben, unsere Lebensmittel gehen zu Ende, und der Schlauch den du trägst, die letzte Hoffnung unserer

trockenen Lippen, wird bald leer sein. Wo ist nun der Dattelbaum, wo ist die Quelle, deren kühle Wellen du meinem Durst verhießest?" —

Der Araber hob Augen und Hände gen Himmel. "Gott ist groß, antwortete er, der Dattelbaum ist ausgegangen in diesem Frühjahr. Dort steht sein schlanker, blätterloser Stamm und der Samum hat die Quelle ausgesogen."

Der Perser sprach kein Wort der Klage, aber sein Haupt neigte sich auf seine Brust und bittere Thränen rollten über seine Wangen.

"Bruder, sagte der Araber, der wahre Gläubige soll nicht der Last des Unglücks erliegen, und Sünde ist es vor dem Herrn, wenn man die Hoffnung aufgiebt. Zwei Tagereisen kaum trennen uns von den Zelten Chasaels; wenn die bleiche Mondsichel am Horizont heraufsteigt, dann wollen wir wieder aufbrechen, und unsere Reise unter Allahs Hand fortsetzen." — Und zu einem letzten Mahle theilten sie die Ueberreste ihrer Vorräthe. Sie machten beim Anbruch der Nacht sich auf den Weg, aber die Abwesenheit der Sonne milderte ihre Qualen wenig, denn heiße, erstickende Dämpfe stiegen vom Boden auf, und die Sterne waren hinter einem dichten Vorhang schwerer, bleierner Wolken verschwunden.

Bis zum Mittag des folgenden Tages waren sie gegangen, dann hielt der Araber erschöpft an; der Perser, nicht im Stande weiter zu gehn, sank zu Boden. "O! murmelte er, ein Tropfen Wassers, ein einziger Tropfen Wassers; o, wenn der Schlauch leer ist, so muß ich sterben!"

Der Araber hielt sich mit Mühe aufrecht. "Freund, sagte er, kaum wird dein Mund, oder der meinige Feuchtigkeit genug aus dem Schlauch auspressen können, um einem von uns allein die Kraft zu geben, das Lager Chasaels zu erreichen; wenn wir theilen, so wird diese letzte Hülfe unnütz, und wir sterben beide."

Der Perser wälzte sich seufzend in dem glühenden Sande. "O! ich würde meinen Antheil am Paradiese hingeben für ein wenig Wassers von Bendemir. O, warum habe ich meinen Pallast in Schiras verlassen und meine Gärten, wo die Luft so lieblich kühlt im Schatten der Orangenbäume? Meine Düwildeh, die mich am Fest der Rosen erwartete, — nie werde ich sie wiedersehen, nie mehr meine Kinder, meine schönen Kinder wiedersehen. O! und du bist es, Barbar, der mich zu diesem furchtbaren Tode verurtheilt."

„Freund, ich rufe den Propheten zum Zeugen an, daß ich gern mein Leben opfere, um das deinige zu retten; aber auch ich habe ein schönes Weib, junge und kühne Kinder auf den Hügeln von Hilak — sie würden mir einst, wenn ich die Brücke des Gerichts überschritte, zurufen: „Vater, warum hast du uns verlassen?“

„Du wirst also deinen Gast sterben lassen, dem du helfen konntest? deinen Gast, der aus deinem Becher getrunken hat, und unter deinem Zelt geschlafen? Bis zu diesem Tage sagte man. Der Araber hat eine offne Hand und ein treues Herz, er würde sein Blut für seinen Gast vergießen; sein Volk ist das Erste an Hochherzigkeit unter den Völkern der Erde! Man wird es fürder nicht mehr sagen; der Ruhm Ismaels ist von ihm gewichen!“ —

Der Ismaelit sann tief; dann wiederholte er mit schwerer, düsterer Stimme: „Der Araber hat eine offene Hand und ein treues Herz.“ Er reichte den Schlauch seinem Gefährten hin, hüllte das Haupt in den Mantel und legte sich zur Erde nieder. —

Der Perser trank, er ging aus der Wüste. Der Araber starb, aber er hatte den Ruhm seines Volkes gerettet, und sein geweihter Name ward fortgepflanzt von Geschlecht zu Geschlecht, als das kostbarste Erbtheil der Söhne seines Stammes. —

L. Pomtow.

Das Vöglein und der Knabe.

Ein liebliches Vöglein im Walde sang
So wonnig, daß tief durch die Seele es drang.
Es jauchzte zum Himmel voll fröhlicher Lust,
Daß es wiederklang in jeder Brust.
Doch lagen Schlingen an dem Ort,
Die legte ein listiger Knabe dort,
Der trug nach dem Sänger ein innig Verlangen,
Und endlich hat er ihn auch gefangen.

Er sperrte das arme Vögelein
In einen goldenen Käfig ein;
Er brachte ihm Zucker viel und fein,
Frisch Wasser und süße Körnerlein;
Nun glaubte der Knabe, des Vögleins Singen,
Das würde jetzt noch weit lieblicher klingen,
Als unter dem Himmel im dunklen Hain,
Wo es sorgen mußte für sich allein.

Doch stumm und betrübt war das Vögelein,
Es sah kaum den Zucker, die Körnerlein.
Aus den Aeuglein klagte ein großer Schmerz,
Als wenn gebrochen wäre sein Herz.
Da sprach zu ihm der Knabe voll Leid:
„Was bedeutet die schwere Traurigkeit?
Hab' ich dir doch in dein Haus gebracht,
Was nur einen Vogel glücklich macht.

O singe doch ein einziges Lied,
Wie's dir aus dem kleinen Herzen geblüht,
Als du noch wohntest im öden Wald
Und kein golden Schloß war dein Aufenthalt.“
Das Vöglein sprach: „„Nur frei kann ich singen,
Gefangen würde das Herz mir springen,
Deine kostbare Nahrung und goldene Pracht
Mich armen Sänger nicht glücklich macht.

Und soll ich noch leben, so laß mich hinaus,
Die Gottesnatur ist mein liebstes Haus,
Und leide ich draußen auch öfter Noth,
So find' ich doch auch mein täglich Brot.““
Da ließ der Knabe das Vöglein fliegen,
Das flatterte fort mit stillem Vergnügen
Hinaus in den kühlen schattigen Hain,
Da hüpft es von Zweig zu Zweigelein.

Da kehrte bald in sein Herz zurück
Das lang' verlorene goldene Glück,
Da sang es bald wieder aus tiefster Brust
Viel reizende Lieder voll seliger Lust,
Und sah es den Knaben im grünen Wald,
Sein schönstes Lied ihm entgegen schallt.
Das ist sein Dank für Freiheit und Leben,
Die ihm der Knabe wiedergegeben.

F. W. Riehl.

Die Vergißmeinnicht.

Es waren zwei holde Kindlein,
Die hatten sich herzlich lieb,
Und ob auch Jahre vergingen,
Ihre heilige Liebe blieb.

Sie wuchsen heran, wie zwei Blumen
Auf der Au, wenn der Maie lacht,
Sie blühten schön, wie zwei Rosen
In junger Frühlingspracht.

Und als sie sich doch mußten scheiden,
Entrann ihren Aeuglein, so blau,
Die Mutter Erde benetzend,
Viel heißer Thränenthau.

Doch aus den Thränen erblühten
In der goldenen Sonne Licht
Viel blaue, liebliche Blumen:
Das sind die Vergißmeinnicht.

F. W. Riehl.

Der Blumen Abend und Morgen.

Wenn dunkelnd der Abend bricht herein,
So neigen sich müde die Blümelein
Und schlafen in süßen Träumen ein;
Die Vögelein singen das Wiegenlied:
Vom Rosenglanz, der im Westen glüht;
Vom Abendstern, der am Himmel glüht;
Von Schmetterlingen, zart und fein,
Von Bienen nnd güldenen Käferlein.
Dann kommt der Mond in Sternenpracht
Und giebt auf die schlummernden Blümlein acht,
Umhüllt mit seinem Licht ihr Kleid
Und schützt die Holden vor Unfall und Leid.

Doch steht die goldene Sonne auf
Im Osten zu neuem Tageslauf:
Dann schließen auch sie die Aeuglein auf;
Und es strahlt Entzücken auf jedem Blick
In den scheidenden Mond, in die Sonne zurück:
Sie fühlen verjüngt des Lebens Glück;
Und in den Aeuglein hell und schön,
Sieht man wie Perlen viel Thränen stehn,
Die leuchten im Morgensonnenschein
Wie Diamanten und Edelgestein,
Und sind der Dank für das neue Leben,
Das ihnen der liebe Gott gegeben.

F. W. Riehl.

Der Mann und das Kind.

Es wohnten einmal ein Mann und ein Kind zusammen in einem dichten Walde, die hatten sich sehr lieb und blieben immer beisammen; denn wo der Mann hinging, nahm er auch das Kind mit. Am besten aber gefiel es dem Kinde, wenn der Abend anbrach, und die Sonne untergehen wollte, dann ging der Mann mit ihm zur kühlen Mooshütte hinaus, und lagerte sich in dem Goldstrom, in dem die Sonnenstrahlen über den See und die grünen, dämmernden Matten herflossen, dann schlang das Kind die Arme um des Mannes Hals, legte das Haupt auf sein klopfendes Herz und war sehr glücklich.

Eines Abends, als sie wieder so zusammen ruhten, sagte auf einmal der Mann, der recht bleich aussah: „Liebes Kind, ich muß heut fortgehn von dir und kann dich nicht mitnehmen; sei nur recht fromm, dann wirst du auch dahin kommen, wohin ich gehe; und nun lebe wohl!“ Mann, sagte das Kind, nimm mich mit! „Du kannst nicht, sagte der Mann ganz leise, es ist dir zu weit.“ — Da hörte das Kind des Mannes Herz nicht mehr klopfen, und ihm ward so bange und so weh, wie ihm in seinem Leben noch nie gewesen war. Es setzte sich in den finstersten Winkel der Hütte, und weinte so sehr, so sehr, daß es noch mitten im Weinen einschlief. Träumend sah es den Mann, der erschien ihm noch viel schöner, als je zuvor; aber er sah das Kind so traurig und doch so liebevoll an, daß dem Kinde das Herz brechen wollte vor Sehnsucht. Und als es langsam die Augen aufschlug, meinte es des Mannes leuchtendes Antlitz ganz nahe vor sich zu sehn; dann rückte es ferner und ferner, bis es mit der glühenden Morgensonne zusammenfloß, die ihm hell und freundlich in's Auge blickte. Dem Kinde aber waren die Augen so schwer vom Weinen. Wie es nun sein schmerzendes Köpfchen in's morgenfeuchte Gras legte, hörte es den Strauch über ihm leise mit dem Morgenwinde plaudern, da sprang es empor, schüttelte mit seinen Händchen den Strauch, daß er rasselte und rief: „Strauch, sage mir, wo ist der Mann hingegangen!“ Ich will es wissen. Da rüttelte sich der Strauch noch einmal, um sich erst wieder zurecht zu rücken, und sagte dann:

„Tausend Augen hab ich, doch sah ich ihn nicht.
Aber über Berg und Thal
Blitzt der bebende Sonnenstrahl,
Den frag einmal.“

Sonnenstrahl! fragte das Kind, wo ist der Mann?

Der Sonnenstrahl aber legte sich ruhig in's duftende Gras und sagte:

„Ich wandle immer
Im Meer des Lichts,
Da weiß ich vom Reiche
Der Dunkelheit Nichts;
Doch hat vielleicht
Die finstre Nacht
Dem Vogel im Baum
Es angesagt.“

Nun ging das Kind hin zum Fliederbaum, wo der Vogel im Nest wohnte, und sagte: „Lieber Vogel, hat dir die Nacht gesagt, wo mein lieber Mann ist, dann sage mir's wieder, ich möchte so gerne zu ihm hin.“ „Ja, sagte der Vogel, ich sitze eben und sinne nach, was mir die Nacht geträumt hat. Der Mann kam darin vor, aber ich kann es gar nicht wieder finden. Halt! der Bach muß es wissen, der kommt aus der dunklen Erde her und hat mir die ganze Nacht von ihm erzählt, aber, so sehr ich sinne, es ist mir, wie verweht.“ So ging nun das Kind zu dem schönen, klaren Bach hin, legte sich mit dem Köpfchen weit über das Wasser, und sah mit seinen Augen so tief, so tief hinein und sagte: „Lieber Bach, der du aus der dunklen Erde herkommst, willst du mir nicht sagen, wo der Mann hingegangen ist, den ich so sehr lieb habe, und zu dem ich so gern wieder hinmöchte?“ Als es so sagte, fielen ein Paar von seinen langen, schönen Locken in das Wasser, und es war ihm, als sähe ihm der Bach so sehnsüchtig in die Augen, die Welle murmelte so lieblich lockend — da sank sein Haupt immer tiefer hinab, und dann nahm es der Bach leise in seine kühlen Arme, wiegte es in süßen Schlummer und trug es schlafend dem Manne an die Brust.

L. Pomtow.

Das Glockenläuten und der Butterkönig.

Vor vielen Jahren, als man hier zu Lande noch keine Bratkartoffeln aß und sich noch keinen Schnupftaback in die Nase stopfte, lebte mitten im Böhmerwalde ein Holzhauer mit seiner Frau und zwei Söhnen, Martin und Tobias. Dem Holzhauer war Nichts lieber, als wenn er Nichts zu thun hatte, und auch die Frau und Tobias hatten den Schlaf und das Essen lieber, als die Arbeit. Kam der Holzhauer nun nach Hause, nachdem er sich den Tag über bei den Nachbarn umhergeschmissen hatte, dann war er verdrießlich und brummte, wie ein Kater; denn sein Haus war nicht bestellt, und seine Frau lag noch zu Bett. Natürlich verdienten diese faulen Leute wenig, und so waren sie denn genöthigt, mitunter des Nachts umherzustreifen, um in der Nähe heimlich Hühner, Eier oder Brot zu entwenden.

Dem kleinen Martin aber waren sie sehr gram: denn wenn sie ihm befohlen hatten, seinen Kittel anzuziehn und sie auf dergleichen nächtlichen Streifereien zu begleiten, und er schon in der Thür stand, dann stutzte er plötzlich und sagte: Ich gehe nicht mit, ich höre Glockenläuten. Im Anfange merkten dann seine Ältern und sein Bruder Tobias auf und meinten, sie hörten es auch; aber späterhin lachten sie ihn aus, oder stießen ihn auch wohl und nannten ihn einen Narren.

Es war aber also zugegangen, daß Martin das Glockenläuten hören gelernt hatte. In einem wilden Thale, nicht weit von des Holzhauers Wohnung, hatte in uralter Zeit ein Kirchlein gestanden, das im Kriege völlig zerstört worden war, so daß auch kein Stein davon übrig geblieben. Die Leute nannten das Thal aber noch immer das Kirchthal, und sie erzählten sich, daß das Berggespenst hier wohne. Einst war Martin in das Thal hinabgegangen, um sich schwarze Beeren zu pflücken. Er hatte sich recht satt daran gegessen, und sein Mund war ganz schwarz, als ob er Dinte getrunken hätte. Als er nun seinen Heimweg antrat, sah er das Berggespenst am Wege sitzen. Das Berggespenst hatte sich zwei Bäume aus der Erde gezogen, und trommelte damit zum Vergnügen auf einen alten moosigen Felsblock. Es hatte eine gequetschte Nase

und überhaupt ein ungeschlachtes Gesicht; aber dabei sah es doch ganz treuherzig aus. So fürchtete sich denn Martin auch nicht und ging an ihm vorüber.

Da sagte das Berggespenst: O du Schwarzmaul, du bist wohl ein recht böser Schlingel?

O nein, lieber Herr, antwortete Martin. Wollt ihr von meinen schwarzen Beeren essen? und damit hielt er ihm seinen Korb mit Beeren hin. Das Berggespennst tappte mit seiner gewaltigen Hand nach den Beeren, und schlang sie in einem Nu hinab.

O du Schwarzmaul, sagte darauf das Berggespenst, wenn du wirklich kein böser Schlingel bist, dann wirst du mir wohl einen Gefallen thun. Sieh', ich sitze schon lange hier und trommele mir mein Lieblingslied; aber dabei ist mir unangenehm durstig geworden. Nun geh' und hole mir zu trinken. Du mußt durch jenen Bach gehen, da werden dich die Krebse kneifen; dann mußt du auf jenen Fichtenhügel hinaufklettern, da werden dich die Brennesseln stechen; und auf der andern Seite, die sehr steil ist, mußt du wieder hinabklimmen, da werden dich die Mücken vornehmen. Dann bist du aber am Bach, woneben du ein steinernes Gefäß sehen wirst, das bringe mir her, du Schwarzmaul, wenn du wirklich kein böser Schlingel bist!

Gut, mein lieber Herr, antwortete Martin und ging.

Er watete durch den Bach, und da kniffen ihn die Krebse; aber er kehrte sich nicht daran. Dann erklomm er den Fichtenhügel, das wurde ihm nun sehr sauer; denn er mußte sich durch dichtes Gebüsch hindurchwinden, in dem viele Nesseln standen, die ihm die Hände arg verbrannten. Aber er dachte: Wollt ich mich jetzt schon darüber ärgern, wie würde es erst auf dem Rückwege geschehen. Er kam glücklich oben an, und begann nun auf der andern Seite hinabzusteigen; das war aber einmal schwer. Denn hier ging der Berg sehr steil hinab, und war außerdem mit glattem Moos bekleidet, so daß unser Martin einmal über das andere stolperte und Purzelbäume machte. Dabei aber nahmen ihn die Mücken vor, und zerstachen ihm das Gesicht jämmerlich. Martin aber sagte: Ihr seid ja doch nur unvernünftige Thiere; ihr wißt ja nicht, was ihr thut. Und so kam er denn an den Bach, erblickte das steinerne Gefäß, das ihm anfänglich sehr schwer däuchte. Aber er hob es getrosten Muthes auf seine kleine Schulter und trat den Rückweg an. Wie

er nun ging, wurde ihm das Gefäß immer leichter, der Berg war nicht mehr steil, keine Mücke stach ihn, keine Nessel verbrannte ihn, kein Krebs kniff ihn mehr.

O du Schwarzmaul, rief das Berggespenst, als es ihn herkommen sah, nun sehe ich, daß du kein böser Schlingel bist. Jetzt gieb mir zu trinken. Mit diesen Worten nahm es ihm das Gefäß von der Schulter, und leerte es in einem Zuge. Aber nun will ich dir auch zum Lohne eine Musik machen, fuhr es fort, wie du sie noch nie gehört hast. Da fing es denn an, mit den zwei Bäumen aus Leibeskräften auf den Felsblock zu trommeln, so daß ein ungeheures Getöse entstand. Das Echo hallte donnernd durch den Wald hin. Es war ein Lärmen, als ob in der nächsten Minute die Welt untergehen sollte. Martin wurde betäubt und fiel auf den Rasen, wo er in einen tiefen Schlaf versank.

Als er gegen Abend erwachte, war das Berggespenst verschwunden. Da nun hörte er zum ersten Male das wunderbare Glockenläuten durch die abendliche Stille des Waldes tönen. Es waren herrlich reine, geheimnißvolle Klänge. Von wannen sie kamen, wußte er nicht, noch wohin sie gingen. Es war ihm, als ob sie ihn einlüden, in eine heilige Stätte einzutreten, die er bisher nie gekannt. Eine noch nie erlebte Empfindung von trunkener, ahnungsvoller Seligkeit stieg aus seinem reinen Kindesherzen empor. Er schaute auf die langen, schlanken Fichtenstämme, deren grüne Nadeln von dem röthlichen Schimmer der untergehenden Sonne beleuchtet waren; er schaute hinein in die blaue Himmelsdecke, an der hier und da sich die ersten, blassen Sterne zeigten; er schaute sich allenthalben um, als ob er die Lösung des räthselhaften Glockenläutens finden sollte. Vergebens! — Dann erhob er sich und schritt dem älterlichen Hause zu.

Von heute an war dies Glockenläuten sein treuer Lebensgefährte. Mitunter mahnte es ihn zu thun, mitunter warnte es ihn, und wenn seine Ältern und Tobias ihm durch verdrießliche Mienen, Scheltworte oder Schläge das Leben sauer machten, dann ging er in das Thal hinab, legte sich lang, wie er war, in's Gras, und sah, wie die Mücken über ihm, die Ameisen und Marienwürmchen um ihn spielten. Und dann fing es plötzlich an, wunderbar zu läuten und zu klingen, und durch Thal und Fels wiederzuhallen, daß ihm das Herz vor Freuden hüpfte, und ihm so recht zufrieden und leicht in der Brust ward. Im älterlichen

Hause wurde es aber recht unheimlich. Vater und Mutter waren stets lässig und verdrießlich, und Tobias machte immer ein Gesicht, als ob er sauer gewordenen Muß äße. Sie hatten alle drei keine Lust, etwas Gescheutes zu thun und dachten, das Glück würde ihnen wohl noch einmal, wie eine gebratene Taube, in's Maul fliegen. Das wäre denn nun auch beinahe geschehen.

Denn eines Abends, als die ganze Familie bei einander im Zimmer saß, Martin damit beschäftigt, einen hölzernen Kasten zu verfertigen, die andern drei, sich ihre Nägel wachsen zu lassen, klopfte es plötzlich, und auf ihr: „Herein", trat ein zierliches, kleines, spindeldürres, geschniegeltes und gebiegeltes Männchen herein, das einen Diener über den andern machte, und den Holzhauer um ein Nachtlager anging.

Der Holzhauer, welcher glaubte, der feine Herr werde wohl ein reicher Mann sein, der sich in dem Walde verirrt hatte, war auch dazu erbötig, entschuldigte sich aber gleich, daß er ihm kein Nachtmahl vorsetzen könne. Denn von Essen und Trinken wurde bei diesen liederlichen Leuten selten Etwas aufgehoben; was vorhanden war, wurde sogleich bis auf die letzte Faser aufgegessen.

Das thut Nichts, meine zuckersüßen, guten Leutchen, antwortete das höfliche Kerlchen, für mich thut das Nichts; aber ihr armen Leute, ihr habt Nichts zu essen? — Was das hier für eine traurige Gegend ist, eine sehr traurige Gegend. Seht, meine schätzenswerthen Freunde, warum sucht ihr euch nicht eine andere Heimath, wo man essen und trinken kann, ohne daß man seine lieben Glieder durch unnützes Arbeiten zu lähmen braucht? Ihr könnt meinem Worte glauben, ihr wackern, braven Leutchen; es giebt Gegenden in der Welt, wo der Mensch wie ein Engel lebt, in Hülle und in Fülle. Es ist doch Nichts bequemer, als die Bequemlichkeit, und die bequemsten Länder in der Welt liegen nicht beim Böhmerwalde. Seht, lieben Leutchen, so giebt es zum Beispiel das Schlaraffenland, wo die Bratwürste an den Bäumen wachsen, und die Sonne einen grünen Schleier trägt, damit die armen Sterblichen nicht so viel schwitzen, und wo dienstbare Gnomen die Füße des Menschen in Bewegung setzen, damit er sich nicht mit dem Gehen abzuquälen brauche; da giebt es das Rosinenland; da giebt es die Zuckerbrezel-Inseln; aber das schönste von allen ist das Butterland. Wie arbeitet es sich da leicht. Die Pflugschaar ist von Butter; das Brennholz ist von Butter; die Axt, um es zu

spalten, ist von Butter. Es arbeitet sich da ungemein leicht, weil Alles so butterweich ist.

Also sprach das höfliche Kerlchen mit einer ungewöhnlichen Zungengeläufigkeit, und dabei wendete er sich, geschmeidig wie ein Aal, bald zu dem Holzhauer, bald zu der Frau. Sie beide und Tobias spitzten einmal die Ohren, als sie von dem herrlichen Butterlande hörten, und lauschten auf jedes Wort ihres angenehmen Gastes. Dem Martin wollte dieser aber gar nicht gefallen, denn er hatte wirklich ein Gesicht, als ob man ihm mit einem glühenden Bolzen darüber hingefahren wäre, um alle Falten fortzuschaffen, so überaus glatt war es, und seine kleinen Augen waren die listigsten und verschmitztesten, die man sehen konnte.

Nach vielen Fragen und Antworten kam es denn heraus, daß der kleine Mann Signor Larifari, König von Butterland, wäre; und die Ältern beschlossen, der Einladung des großen Herrn zu folgen, und schon morgen die Reise nach jenem Lande anzutreten.

Nachdem sie nun bis neun Uhr Morgens geschlafen hatten, mußten sie noch eine Stunde warten, da der König erst um zehn aufzustehn pflegte. Dann aber machten sie sich reisefertig. Als sie nun aus dem Hause herausgetreten waren, der König voran, die Ältern hintendrein und endlich die Söhne, da vernahm Martin plötzlich das Glockenläuten, und er sprach: Liebe, gute Ältern, geht nicht, ich höre das Glockenläuten. Als der kleine Butterkönig den Knaben also reden hörte, da wurde er blaß und zitterte wie Espenlaub; aber das süße Lächeln, daß er immer auf seinem Angesicht hatte, verließ ihn auch jetzt nicht, und er sagte zum Holzhauer: „Mein liebster trautester Holzhauer, ich habe seit gestern Abend das preiswürdige Vergnügen eurer höchst angenehmen Bekanntschaft und begreife durchaus nicht, wie ein so ganz und gar verständiger Mann einen solchen einfältigen Herrn Sohn zu haben vermag.“ Da sagte der Holzhauer zu Martin: „Einfältiger Träumer! glaubst du, um der Motten willen, die du im Kopfe hast, werden deine Ältern ihr Glück verscherzen. Bleibe hier und friß deine Glocken.“ Aber Martin stürzte sich hin zu seinen Ältern und küßte sie, küßte auch seinen Bruder und sprach: „Ihr Lieben, geht nicht, bleibt, bleibt! ich höre das Glockenläuten. Ich wenigstens gehe nicht von der Stelle.“ Da wurde den Ältern bange um's Herz um ihren Sohn Martin, und sie wollten bleiben. Aber der Butterkönig erzählte ihnen so viel von den Reizen seines Landes

und machte den kleinen Martin so lächerlich, daß kein Halten mehr möglich war. So machten sie sich denn wirklich ohne den armen Martin auf den Weg, der bitterlich zu weinen anfing, und gern hätte mit seinen Ältern und seinem Bruder mitgehen mögen, aber das Glockenläuten ließ ihn nicht.

Aber recht sehr traurig war er an diesem Tage; er stand so allein da, und es bemächtigte sich seiner eine große Angst und Bangigkeit. Da ging er in das Thal hinab, und setzte sich in's Gras, und blickte auf zum Himmel, über dem weiße Wölkchen zogen und guckte auf die bunten Raupen, die von einem grünen Blatt zum andern wanderten, und sog den Duft des blühenden Thymians in sich ein, und schaute auf die glitzernden Felsstücke in seiner Nähe. Da begann es plötzlich wieder zu läuten und zu schallen, und der weithin tönende luftige Klang brachte Trost, Ruhe und Erstarken in seine Brust.

Martin war fleißig und gottesfürchtig. Er machte rund um die Hütte seiner Ältern das Land urbar und ward ein Ackermann, der mit der Lerche aufstand und mit der Sonne von seiner Arbeit abließ. Und das gute Berggespenst war sein unsichtbarer Freund, der ihm Gedeihen und Wohlergehen verlieh. Aus der alten Hütte war eine neue geworden und rund herum dehnten sich gesegnete Aecker aus, dicht aber am Hause blühten in einem schönen Garten tausend duftige Blumen, des himmlischen Lichtes schönste und frömmste Kinder. Am liebsten aber waren dem Martin die dunklen Glockenblumen, sie erinnerten ihn, auch wenn jene geheimnißvollen Klänge nicht tönten, an den tiefen Frieden, an das stille Genügen seines Lebens, das er allein jenen Klängen zu verdanken meinte. Oft saß er im Abendlicht und dachte an seine Ältern und seinen Bruder Tobias, die mit dem widrigen Manne fortgezogen waren.

Diese waren nach monatelanger Fahrt endlich in das Butterland gelangt; hatten hier aber nicht gefunden, was sie suchten. Die Speisen hatten nur verschiedene Formen, sonst waren sie von Butter, die Kleider Butter, die Häuser Butter, die Bäume Butter. Ihr könnt euch denken, lieben Kinder, ob das hübsch war; und erlaßt mir die Beschreibung, wie es dort aussah, wenn nun die Sonne schien, und Alles flüssig wurde. Zwar tröstete der Butterkönig die armen Betrogenen, indem er sagte: „Ja, meine vielgeliebten Leutchen, das ist eine Unart der Butter, daß

sie in der Sonne schmilzt, aber das ist auch ihre einzige, und sonst ist es hier herrlich; nicht wahr, meine Theuren?"

Aber das Butterland war gerade die menschenleerste Gegend im ganzen Schlaraffenlande, und darum hatte auch der Butterkönig die Holzhauerfamilie bewogen, mit ihm zu ziehen. Gegen sechs Wochen hatten sie dort ausgehalten, da kam der König von Ungefähr wieder bei ihnen vorbei. Als der Holzhauer ihn sah, ergriff er einen Topf, warf ihm den in seiner Wuth an den Kopf und rief: "Da nimm das, du Popanz, du Schandkerl, du lügnerischer Wicht, für deine vermaledeiten, höflichen Redensarten, mit denen du uns in das verdammte Land gelockt hast, du Schmierkönig." Aber der Topf war ja auch von Butter und glitt an dem König ab, ohne ihn zu beschädigen. Dieser wurde auch keinesweges böse, denn ein Buttermensch kann gar nicht mehr böse werden, und daß der Holzhauer es noch wurde, zeigte, daß er noch keiner war. Der Butterkönig sagte ganz gelassen: "O ihr armen unverständigen, mir aber Nichts desto weniger lieben und angenehmen Leutchen." Mit diesen Worten entfernte er sich.

Der Holzhauer zog mit Tobias und seiner Frau nun von einer Insel des Schlaraffenlandes zur andern; vom Zuckergarten zum Taubenschloß, von der Chokoladeninsel zur Roastbeefstadt; aber nirgends wollte es ihnen lange gefallen, obwohl Essen und Trinken überall vollauf war. Lange wohnten sie nun schon im Wurstreiche. Da sagte eines Abends die Frau: "Welch ein Tag mag denn wohl heute sein? Man weiß bei meiner armen Seele nicht einmal mehr, welcher Wochentag in diesem Lande ist." Der Mann starrte sie mit offenem Munde an und sagte dann langsam: "Frau, was für ein Wort hast du da gesagt?" — Nun, was denn für eins? — "Du sagtest: bei deiner armen Seele; ich habe ja auch eine Seele." — "Ich auch," sagte Tobias. "Daran haben wir lange nicht gedacht," sagten alle drei, wie aus einem Munde. "Was ist das doch, die Seele?" — "Vater," sagte Tobias, "Martin hat eine gehabt, denn wenn er das Glockenläuten hörte, dann stieg es ihm in's Gesicht wie Glanz und Verklärung, und er sah aus, wie ein Engel." — "Dummer Junge, das war nur das Abendroth vom Waldthal her, wir haben so gut eine, wie er." — "Vater, laß uns nach dem Waldthal ziehen, wo es so schön war, wenn die Sonne sank, und die Rehe auf dem grünen Rasen sprangen, und der Wald still wurde, wie ein schla=

fender Mensch. — „Mann,“ sagte das Weib, „komm, ich möchte wohl hinsehen, ob unser Martin noch lebt, und wie es ihm geht; und dann möcht' ich auch wohl einmal wieder Sonntags die Glocken läuten hören, und was unser alter Pfarr vom Himmelreich und von der Seelen Seligkeit sagt. — „Ja kommt,“ sagte der Mann, „hier ist das Himmelreich wahrlich nicht, wie wir es in unserer Thorheit dachten, Essen über Essen giebt's im Schlaraffenlande, aber Alles ist mir zum Ekel geworden.“ „Ja,“ sagte die Frau, „der Mensch ist doch kein Vieh und kann es auch gar nicht werden.“ — „Hussa, Bruder Martin, wir kommen, wir kommen,“ rief Tobias lustig, und sie verließen das Schlaraffenland, viel, viel froher, als sie hineingegangen waren.

Jetzt hatten sie Jahre des Leidens und Darbens vor sich. Sie erbettelten sich das Brot, mit dem sie ihr Dasein fristeten, und dennoch zogen sie fröhlich von einem Ort zum andern. So zogen sie wohl zwanzig Jahre umher; Tobias war ein großer Mann und seine Ältern steinalte Leute geworden. Eines Abends, als sie sehr müde, hungrig und durstig waren, kamen sie vor einem einsamen, netten Häuschen an. Zaghaft klopften sie an, und baten demüthig um ein Nachtlager, einen Topf und ein kleines Stückchen Brot. Der Mann, der ihnen aufmachte, hieß sie herzlich willkommen, setzte ihnen ein erquickendes, kräftiges Abendbrot vor, und bereitete ihnen ein sauberes, weiches Lager. Wie dankten sie dem guten Manne, und wie wohl fühlten sie sich, als sie nun endlich einmal die wohlgenährten Glieder wiederum behaglich strecken konnten.

Am Morgen, es war gerade ein Sonntag, setzte ihnen ihr gastfreundlicher Wirth süße Milch und frisches Brot vor, und dann gingen sie mit ihm vor die Thür hinaus, und setzten sich auf eine Bank unter einer Laube, von der aus man zu einem finstern Thale hinabschaute. Es war ein herrlicher Morgen, und wer das nicht selbst gemerkt, dem hätten's die muntren Vögel vorgesungen. Es sah recht feierlich in der Natur aus. Da bemerkten sie plötzlich, wie ihr Wirth still und ernst wurde, und den Kopf leise vorbeugte, als ob er auf etwas andächtig hinhöre. Auch sie lauschten, doch hörten sie anfänglich Nichts. Als sie aber noch aufmerksamer horchten, da vernahmen sie zuerst einen leisen Klang, als ob der Wind den Glockenschall einer Herde herüberträge; dann aber schwollen die bebenden Klänge lauter und lauter. Eine wunderbare, überaus lieb-

liche Musik tönte ringsumher, mahnend, rufend und fragend. Dann hörte man plötzlich ein lustiges, schnelles Spiel von Silberglöckchen, während die volleren, ersteren Töne schwiegen, bis auch diese wiederum einsetzten, und tiefes, geheimnißvolles Singen und Klingen, Schallen und Hallen in den Lüften hin und wieder schwebte.

Auf die Herzen der Bettler senkte sich jenes stille, namenlose, unfaßbare Entzücken, welches des Lebens inhaltvollste Augenblicke erfüllt, und in denen sich die Seele Eins fühlt mit dem Gewaltigen, das sie nie begreift. Längst schon waren die Glockenklänge verhallt, und noch schauten die Bettler hinein in das Thal. Sie verstanden zum ersten Mal das Rauschen der Föhre, das Gemurmel des Baches und das Gesumme des Windes in der zitternden Pappelkrone. Zum ersten Male fühlten sie bis in ihr innerstes Herz das heilige, ewige, schweigsame Wunder der Natur. Und als ihre Seelen nun wieder zu sich kamen, da strömten auf Tobias die Erinnerungen seiner Jugend ein, er dachte an das Glockenläuten, schaute in seines Wirthes Auge, er rief: „Bruder Martin!“

„Liebe Mutter, lieber Vater, lieber Tobias!“ rief Martin, der sie erkannte, stürzte auf sie zu und drückte sie fest in seine Arme. Ach, er freute sich sehr, aber am meisten darüber, daß sie nun auch das Glockenläuten hören konnten.

Er ließ sich nun von seinen Ältern erzählen, wie es ihnen im Butterlande und nachher ergangen wäre. Sie lebten dann noch viele Jahre friedlich und glücklich beisammen. Der alte Holzhauer starb zuerst, mit dem Frieden in seiner Seele, ebenso seine Frau und endlich sein Sohn Tobias. Den Tag darauf, als Tobias gestorben war, ging Martin in das Thal hinab, um einige Kräuter zu pflücken. Als er heimkehrte, sah er das Berggespenst am Wege sitzen. Das hatte sich wiederum zwei Bäume ausgezogen und trommelte damit auf einem Felsstück. Als Martin an dasselbe herankam, sagte es zu ihm: Das freut mich doch, Martin, daß du kein böser Schlingel gewesen bist. Gute Nacht, Martin! Da wunderte sich Martin aber sehr, daß das Berggespenst zu ihm „Gute Nacht!“ sagte, und war doch noch so früh am Tage.

Als Martin nach Hause gekommen war, wurde es ihm plötzlich so leicht in allen Gliedern, und die Luft über ihm schien so schwer, daß er sich niederlegen mußte. Da hörte er das Glockenläuten. Es klang aber

nur ganz leise, fein und zart. Und über diesem Glockenläuten ist er dann eingeschlafen und nicht wieder aufgewacht.

Büchmann und Pomtow.

Märlein

von dem lieben Völklein in unsers Herrgotts unterirdischen Kammern.

Gott der Herr liebte die Menschen und verstieß sie nie ganz, wenn sie auch böse wurden. Einmal, als der liebe Gott die Engel im Himmel zu brauchen hatte, und der Heiland ebenfalls noch nicht Zeit hatte auf die Welt zu kommen, da wollte der liebe Gott, daß die Menschen doch nicht verlassen wären, denn der Mensch ist gar ein arm Wesen und Nichts für sich allein.

Tief unten im Boden, viel tiefer als der längste Kirchthurm auf Erden oder im Himmel, leben kleine, kleine Leutchen, die größten wie mein Daumen, die keinsten wie dein klein Fingerchen. Sie leben in unsers Herrgotts unterirdischen Kammern, sind gar gute Leute, lieben den Frieden und was schön sonst ist und herrlich. Sie kochen unserm Herrgott die Diamanten und Edelsteine, sondern vom groben Gestein die edlen Metalle, tragen jedes an seinen Ort und weben die Blümlein und bereiten den himmlischen Thau. Es ist ein gar zahlreich Völklein, sie haben einen König und eine Königin, die tragen die herrlichsten Krönlein auf ihren Häuptchen, aus einem Karfunkelsteine ist des Königs Krone, aus einem Diamanten die der Königin, denn in den Stunden, welche unser Herrgott sie nicht braucht, machen sie aus den Edelsteinen und Metallen ihr Hausgeräthe und Zierrathen, so schön, wie kein Mensch sie machen kann, und das leuchtet und glänzt in ihren Kammern so herrlich und schön, als ob die Sonne scheine für und für. Aber unterirdisch ist immer unterirdisch, da leuchten die himmlischen Sterne nicht, wehen frische, laue Winde nicht, wandelt der Mond nicht durch den blauen

Himmel, wohnen nicht vernünftige Menschen, da sind schreckliche Schlangen und Drachen, welche Gott gebannt hat und gefesselt in schauerlichen Höhlen, deren Gebrüll tönt bis in die Kammern der guten Leutchen, da wohnen böse Geister, welche Schätze hüten und zu Zeiten wieder kommen müssen, die einen zu plagen, die andern zu warnen. Als eben nun einmal der liebe Gott viel zu schaffen hatte im Himmel, und doch die Menschen nicht ganz ohne Hülfe und Hüter wollte sein lassen, sandte er den Engel Gabriel zu den Leutchen und ließ ihnen sagen, sie sollten sich aufmachen auf die Erde hinauf und da den Menschen helfen und sie hüten; die guten Leutchen sollen anfangs sich gar grausam erschreckt haben über den Auftrag. Sie liebten den Frieden so, und so böse, wüst und zänkisch sollten die Menschen sein, haben sie gesagt. Da hat ihnen der Gabriel zugesprochen und gesagt, sie brauchten nur zu den guten Menschen zu gehen, die Bösen begehre ja der liebe Gott nicht hüten zu lassen, und sobald an einem Orte Unfrieden und Streit einreiße, den sie nicht verhüten könnten, sollten sie sich aufmachen und weiter ziehen. Da ihnen das versprochen war, machten sie sich an's Werk und gruben Gänge hinauf auf die Erde gar sicher und schnell, denn sie sind Bergleute von Natur und wissen umzugehen mit den Steinen gar wunderbar und mächtig. Als sie auf die Erde kamen zum ersten Male, ward ihnen fast übel in der frischen, kühlen Luft. Aber bald gefiel es ihnen gar grusam wohl hier oben unter'm Himmel, wo die Sterne scheinen und der Mond schiffet durch den Himmel. Die Sonne war ihnen zu hell und heiß, es war ihnen ein zu großer Abstand zwischen den Sonnenstrahlen und der Luft in ihren unterirdischen Gewölben, und mußten sie am Tage auf Erden sein, so hausten sie in Kellern oder im dunkelsten Waldesschatten. Aber in schönen Nächten, wenn im Sternenglanz und Mondeslicht die Erde silbern schimmert und leise, warme Winde wehen, dann machte das liebe Völklein sich auf, voran Spielleute, welche auf goldenen Flöten und Schalmeien gar herrlich spielten, dann kamen der König und die Königin, ihre Kronen auf den Köpflein, die roth und weiß gar wunderbar erglänzten durch die Nacht und hinterdrein in unabsehbaren Reihen des Völkleins ungezählte Schaaren, und wo die Blumen am süßesten duften, die Quelle am reinsten rieselt, der Wiesengrund am lieblichsten und zärtlichsten sich lehnt an den dunkeln Waldessaum, da schlingen sie ihre Reihe und tanzen in fröhlicher Lust in der

klaren Luft, bis der Hahn kräht, und einzelne Lichtstrahlen, Vorreiter der Sonne, in der Luft erzittern; dann ordnen sie sich wieder in lange Reihen, und wer nicht auf Erden Arbeit hat, zieht unter hellem Spiel, voran der König und die Königin, hinunter in die untre Welt.

Wenn es aber Winter war, weiß die Erde, kalt die Luft, und sie hatten eine große Freude, welche sie gerne gefeiert hätten so recht von Herzensgrund, eine Hochzeit, eine Taufe oder sonst was Schönes, da suchten sie sich ein fromm vornehm Haus, wo schöner Platz war und doch ein ehrbar Wesen. Dort hauchten, wenn der Abend kam, Gesandte des Völkleins die Bewohner mit süßem Schlafe an, ordneten dann und säuberten den Platz, dann kam Haufe um Haufe der Leutchen mit goldenem Geschirre, mit demantenen Büchern und Näpflein, gar so klein Alles und doch so herrlich und schön. Wenn Alles geordnet war, kamen der König und die Königin mit den Spielleuten, den Hochzeitleuten und allen, die fröhlich waren im Gemüthe und bankettirten da die ganze Nacht in großer Lust und Freude, bis der Hahn krähte, der erste Tagesschimmer erzitterte in der Luft. Dann gingen der König und die Königin und legten schöne Geschenke, kleine, niedliche Geräthe aus Gold oder Edelstein auf die Betten der schlafenden Bewohner, und am Morgen, wenn sie erwachten, fanden sie dann die herrlichen Sachen, daran merkten sie, wer da gewesen, freuten sich sehr, denn es war ihnen ein Zeichen, daß sie vor Gott angenehm seien, und sein Segen mit ihnen sei. Was aber das Allerbeste und Köstlichste war, das war, daß solche Häuser von den guten Leuten absonderlich bewacht und behütet wurden, weit mehr als alle andern. Sie hüteten die Kinder und das Vieh, kein Kind fiel in einen Bach, vom Baume, kein Vieh wurde verhext im Stalle, an der Milch oder am Fleisch. Sie verscheuchten die Wölfe, reinigten von giftigen Kräutern die Wiesen, bewahrten die Häuser vor Feuer, die Felder vor Wasser, schafften viel für Fleißige; wenn diese am Morgen an die Arbeit wollten, war sie gemacht; treue Knechte fanden Tannen und Buchen gefällt, welche an gefährlichen Orten standen, treuen Mädchen ward die Milch nie sauer in ihren Milchgeschirren, arme Weiber fanden Bürden Holz vor den Fenstern und armen Vätern trugen sie Heu zum Stalle von den steilen Felsbergen. Die Menschen wußten um diese Gäste, freuten sich ihrer, erzählen von ihnen den Kindern, damit diese sich nicht fürchteten, wenn ihnen die Erdmännchen erscheinen sollten,

was sie zuweilen bei lieben, guten Kindern thaten, mit ihnen spielten, die Zeit ihnen verkürzten, während die Eltern auf dem Felde waren.

Aber wenn Erwachsene sie belauschten, duldeten sie es nicht, und gar manch vorwitzig Knechtlein fand man mit umgedrehtem Kopfe, denn was Gott verborgen hat, das soll der Mensch nicht ergründen, und wer's sucht, muß gar schrecklich büßen seinen Vorwitz. Sonst hatten sie große Freude auf der Erde, das Arbeiten unter dem Himmel war ihnen viel lieber, als das Arbeiten unter der Erde, und wer sich auszeichnete da unten und in Gunst kam bei dem Könige und der Königin, wurde ein Auserwählter, und durfte oben die Werke thun, die Gott ihnen auftrug. Da Gott sah, wie geschickt sie sich stellten auf der Erde und wie lieb ihnen das Arbeiten da oben war, so ließ er sie da, auch als er die Engel nicht mehr so nöthig brauchte im Himmel, und der Heiland geboren worden. Aber Eines blieb ihnen: Zank und Streit, Geiz und Unbarmherzigkeit mochten sie nicht leiden, und wo so was in einem Hause einriß, da verließen sie es und kehrten nimmer wieder. Wo Unfriede einzog, Zank und harte Worte an den Wänden wiedertönten, die Menschen Geld zählten statt beteten, schlemmten und praßten und die armen Leute vergaßen; da blieben die Kinder ohne Hut, erkrankten, fielen sich todt; über das Vieh kamen Krankheiten, über die Felder stürzten Ströme, und oft vom Feuer wurden die Häuser verzehrt. So ward Haus um Haus, Schloß um Schloß verlassen, und weil sie nimmer wiederkehrten, wurden die Häuser, wo sie ihre Banketts hielten uud absonderlich sie hüteten, immer seltener, bis ihnen endlich hier in weiter Umgegend ein einziges blieb, eines reichen Bauern Haus auf dem Brittenwalde. Jetzt steht dort manch stattlich Haus, und Platz ist da für mehr als einen reichen Mann. Damals stand dort ein einzig Haus und der Bauer auf dem Brittenwalde war reich wie Salomo, seine Wälder, Felder und Matten waren ungemessen und ungezählt, und Knechte und Mägde hatte er fast wie Abraham. Es waren grusam gute Leute, die Bauern auf dem Brittenwalde, so lange man wußte; sie lebten in der Eintracht, und ohne Trost verließ kein Mensch das Haus, und wer den Brittenwald erreichen konnte in Noth, Winter oder Krankheit, der brauchte nicht mehr sich zu kümmern bis Noth und Winter und Krankheit vorüber waren, und wenn es aus war mit ihm, konnte er auf einem ruhigen Plätzlein in der Wärme sterben.

So war's gegangen seit Menschengedenken, und der Leutchen liebstes Haus blieb es, und sie hüteten sorglich auch das einzige Söhnelein von dem Brittenwaldbauer, unter welchem sie das Haus verlassen mußten. Derselbe und sein Weib waren auch Leute von der alten Art und ihr Söhnelein war gar ein gut Kind und gehorchte den Ältern und war darum auch gar schön, groß und stark. Nun gewann derselbe ein Mädchen gar lieb und wollte es heirathen. Das Mädchen war auch schön, hatte himmelblaue Augen und Haare, gelb wie Gold und zart wie Flachs, aber es war nur eines Knechts Tochter und arm. Drüben über der Emme wohnte eine gar erschrecklich reiche Bauerntochter, diese gefiel den beiden Alten absonderlich und viel besser, als das arme Mädchen, und waren streng hinter dem Sohne, daß er sich hinter die reiche Tochter mache. Es waren recht gute Leute, sie sagten, je reicher sie seien, desto mehr Gutes könnten sie thun, und gleich und gleich geselle sich am besten. Aber vielleicht meinten sie eigentlich nur, wer reich sei, sei gut, und hatten ein Gelüste nach noch größerem Reichthume, und was sie eigentlich meinten und was sie im Herzen hatten, merkten sie selbst nicht. Der Sohn wollte die Ältern nicht traurig machen, er heirathete die Reiche, ließ die Arme. Dem schönen Kinde brach das Herz. Erst weinte es, bis seine Augen schwarz wurden, wie die Nacht, und grämte sich, daß seine Haare weiß wurden, wie frisch gefallener Schnee, dann starb es. Die Reiche zog in's Haus, nun erfuhren erst die Alten, daß nicht alle Reichen gut sind, und daß reich und reich nicht immer gleich und gleich ist. In der Reichen steckten zwei Teufel, aber wie es auch bei den Menschen geht, nicht gleich große, erwachsene Teufel, sondern nur ganz kleine, kleine Teufelchen, welche man gar nicht merkt, Hörner und Schwänze sind auch noch nicht gewachsen, wie es auch bei den Hähnen geht, welchen der Kamm und die Schwanzfedern erst lange hinterherkommen. Die beiden Teufel hießen der Hochmuthsteufel und der Geizteufel, und wo diese beiden sich zu rühren anfangen, Schwanz und Hörner ihnen wachsen, da geht es gar grob und unmanierlich zu, und es wird den Leuten übel dabei, wenn auch nicht wegen des Gestanks, so doch sonst wegen Wüstthuns. Nach und nach sahen die alten Leute mit Grauen, wie die Schwiegertochter die armen Leute verachtete, sie für zu schlecht hielt für gute Worte und immer mehr auch für gute Gaben, und wie sie einen Kopf bekam, wie der Hahn einen Kamm, so roth, kühn

und trotzig, und herum schoß den Arbeitern nach, wie die Schwalben den Mücken. Sie thaten das Möglichste mit Geduld und Sanftmuth, die junge Frau in's alterthümliche Geleise zu bringen, und die alte Hausart und Sitte ihr beizubringen, aber mit Sanftmuth und Geduld bändigt man bekanntlich zwei Teufel, den Hochmuthsteufel und den Geizteufel in einer Schwiegertochter nicht.

Die armen Leute, sie sollten es gewahr werden, was es heißt: einen reichen Menschen einen armen vorzuziehen, unbekümmert darum, ob werdende Teufel oder werdende Engel in dem einen oder in dem andern wohnen. Dieweil auf dieses zu sehen, gründlich genommen, die Hauptsache ist. Auch der Sohn sah das Unglück, und besser noch, als die Alten, denn gegen ihn ließ sie absonderlich ihre wachsenden Teufel los. Er versuchte, ihr dieselben mit guten Worten und schönen Sprüchen aus dem Leibe zu jagen, aber er fand die rechten nicht, die Teufel wuchsen alle Tage mehr, und die schönen Sprüche schienen für sie zu sein, was Hafer für die Rosse.

Die junge Frau hatte alle Tage größern Zorn im Herzen über die alten Leute und ihren Mann, alle Tage wuchs der Widerwille gegen die alte Hausordnung und alle Tage glühte heißer der Vorsatz, dem alten, dummen Wesen ein Ende zu machen und ein neues einzuführen nach ihrem Sinn, und wie es recht sei und Brauch sein sollte. Sie sah in Nichts mehr Heil, als daß es anders werde, und daran, daß sie das Rechteste wolle und das Beste, kam ihr kein Zweifel. Alle Tage blitzte es mehr und mehr um sie herum, so wie es auch wetterte an den Bergen herum oder sonst von Weitem, bis das rechte Wetter kömmt und über unsern Köpfen losbricht. Die alten Leute fühlten alle Tage bitterer die Reue, aber ungeschehen macht man kein geschehen Ding, gebrochne Herzen nicht mehr ganz, und todte Leute nicht mehr lebendig. Die Reiche, die da herumschoß im Hause, wie eine Wespe an den Fenstern, konnten sie nicht mehr austauschen gegen das arme Mädchen, welches nun ruhig im Grabe lag. Dort hätte auch der Sohn gerne gelegen, ihm ahnte das sich sammelnde Wetter, aber ihm fehlten Muth und Liebe, sein Weib zu ändern.

So ging's eine Weile, da kam ein heißer Erntetag, und der letzte dazu; die letzten Garben, und zwar viele, viele Fuder sollten des sonnigen Wetters wegen eingefahren werden. Das war von je ein großer

Festtag auf dem Brittenwalde, für den eigens geschlachtet ward, mancher Malter Korn in die Mühle wanderte, als weißes Mehl zurückkehrte und mehr, als ein Zentner Butter zum Kuchenbacken harrte. Der Arbeiter waren viele auf dem Hofe, zumeist waren ihre Familien groß, Schaaren von Aehrenlesern deckten die weiten Felder. Alte, Lahme, Blinde trabten daher, alle wußten, daß an diesem Tage Niemand ungesättigt den Brittenwald verließ. Darum, wenn es auch heiß war auf dem Acker, so war es doch ohne Vergleich heißer noch in der Küche, wo während zwei Tagen das Feuer nicht ausging, um das Gehörige zu backen und und zu kochen, damit Niemand ungesättigt den Hof verlasse, und Greis und Kind diesen Tag und den Brittenwald lobe und preise, und noch mancher Kranke daheim und manches Mütterchen, dessen Füße es nicht mehr trugen, und denen Gaben und Labung in's Haus geschickt wurden. Sie hatten's, und sie gönnten's.

Das war ein Tag, an welchem die Erdmännchen sehr große Freude hatten, aber auch große Arbeit. Sie hatten große Freude am Fleiße der Arbeiter, an der Gutthätigkeit des Bauern und seiner Frau, an den glücklichen Gesichtern derer, die gaben und derer die nahmen. Sie hatten große Arbeit, alle Störungen zu vermeiden, und in der Hitze der Arbeit die Ordnung und die nöthige Sanftmuth zu bewahren überall.

Sie wehrten auf dem Acker den Rossen die Bremsen, damit die Rosse nicht wild würden, dämpften des Feuers Wildheit und Tücke, damit die Butter nicht zornig werde, sich in das Feuer stürzte; sie schafften neue Butter in die Kübel, damit diese nicht leer würden; sie hüteten aber auch das Geschirr der Rosse, das Werkzeug allzumal, sie hüteten Alles und vorab der Menschen Gemüther, daß diese nicht heiß würden, nicht überliefen in Zorn und Wuth, Streit und Zank, den Tag nicht verdürben. Darum hatte seit Menschengedenken an diesem Tage kein Unfall auf dem Brittenwalde sich ereignet, kein Wagen stürzte um oder fiel ein, weder Roß noch Mensch nahm Schaden, keine Butter kam ins Feuer, kein Feuer ins Dach, kein Streit entweihte diesen Tag, es war immer der glücklichste Tag auf dem Brittenwalde. Nun war der Tag da, wo es anders werden sollte; die junge Frau ward die Butter, welche in's Feuer lief und das Feuer in's Dach brachte, und die Erdmännchen aus dem Hause. In stummem Zorn hatte sie schon lange von dem Erntetage reden hören und gesehen, wie die Leute sich darauf freuten,

sie wußte nicht, warum? Als sie nun eine Kuh schlachten sah und zwei Schafe, die Körbe dürren Fleisches sah, welche gekocht werden, die Körbe voll Eier, die Kübel voll Butter, die Säcke voll Mehl, welche verbacken werden sollten, Alles für einen Tag, sah, wie es wimmelte auf dem Acker, wie es schlich und lief von allen Seiten dem Hause zu, da wuchsen Zorn und Angst in ihrem Herzen gewaltig. Angst kriegte sie, sie käme um Hab und Gut, sie hatte es nie erfahren, wie solche Güte durch größern Fleiß und größere Treue reich vergolten werden; Zorn, daß man für solche Menschen solche Mühe habe, und schaffen müsse für sie, und schwitzen ärger, als Knechte und Mägde für ihre Herren. Und je heißer es ward in der Küche, desto heißer ward ihr Blut, und je stärker die Butter brodelte in der Pfanne, desto wilder kochte der Zorn ihr im Gehirne. Bös wurden ihre Augen, scharf ihre Worte, und polternd flog das Geschirr aus ihren Händen auf Tischen und Bänken herum. Die Erdmännchen, welche unsichtbar in der Küche wachten und schalteten, erschraken und flohen, und alsbald zeigte es sich, wie es fehle an der üblichen Hut: Schüsseln brachen, aus den Vorräthen wich der Segen, aus Feuer und Butter die Mäßigung, mit der größten Mühe waren sie auseinander zu halten. Darüber erschraken die einen Gemüther, in heißer Ungeduld siedeten die andern auf, heißer und immer heißer und immer ungestümer ging es zu in der Küche, im ganzen Hause herum lärmte und polterte es. Auf dem Acker ging's, wie üblich, die Rosse standen, die Arbeit ging lustig von der Hand, grad auf luden sich die Garben, kein Rad brach oder sank ein, kein Strick und kein Riemen riß. Aber als der erste Wagen in die Einfahrt lenkte, stürzte er um, denn da waren keine Erdmännchen mehr, welche die Pferde in die gehörige Runde führten, die Räder hüteten vor dem großen Abreißsteine. Ein umgeworfner Wagen in der Einfahrt, welche nicht zu umfahren ist, bringt große Säumniß, und wenn dazu noch zornige Wolken auf die Berge sich stellen, wenn es wetterleuchtet in der Ferne, allmählig dumpf donnert, und viele Garben gebunden im Felde liegen, dann kömmt eine unheimliche Hast über den Menschen, er stolpert über die eigenen Beine und meint, sein Nachbar habe ihm einen Knittel dazwischen geworfen. Je mehr er zappelt und wirthschaftet, desto mehr scheint ihm Harz in den Händen zu wachsen, Nichts will ihm mehr aus den Händen, und jemehr die Eile noth thut, desto mehr stockt es allenthalben. Endlich, ehe noch das Wetter

losbrach, aber spät und unmuthig sammelten sich die Arbeiter im Hause, unmuthig saßen Aehrenleser und Dürftige, denen die gewohnten Gaben noch nicht verabreicht waren, um's Haus. Doch war man drinnen noch nicht fertig, die angetriebenen Mägde stolperten über die Schwellen, zerbrochene Näpfe flogen in der Stube herum, Fleisch wälzte sich unterm Tische; immer lauter ward das Schelten in der Küche, glühender züngelten am schwarzen Himmel die Blitze, und lauter begann es zu donnern.

Den alten Leuten und ihrem Sohne ward es bang und schwer um's Herz, unheimlich, denn so war es noch nie gewesen bei ihrem Gedenken. Sie gingen von Einem zum Andern, sühnten und sänftigten mit freundlichen Worten, trugen den draußen Vergessenen Gaben zu. Sie wollten mit Liebe und Güte sühnen die Schuld und ihre Folgen, welche sie ahnten. Aber wann haben leise Winde und der Bäume Fächeln ein Gewitter gehemmt, die Wolken aufgelöst, die Blitze ausgelöscht, den Donner erstickt?

Der Sohn war der Mundschenk, trug den Wein herbei in großen Flaschen und zählte sie nicht, schenkte ein, und je mehr man trank, desto mehr freute es ihn, Alles wie üblich. Aber was nicht üblich war, es tranken Alle bösen Wein, und allenthalben züngelte der Zorn hervor, die Flamme des Streits schlug auf, wenn auch nur auf Augenblicke; wie Oel nicht gut thut im Feuer, so Wein nicht in entbrannten Herzen.

Wenn Knechte im Stalle zornig werden über den Meister, pflegen sie sein Vieh zu schlagen; wenn Menschen zornig werden an einem Mahle über den Meister oder Mitmenschen, so muß gewöhnlich erst das gebrechliche Geschirr herhalten, ein Glas oder ein Teller, oder was sonst am nächsten zur Hand ist, und das klirrte und klingelte, als ob Kobolde das Oberste zu unterst kehrten, und das Unterste zu oberst. Als die junge Frau, deren Kopf glühte, wie eine seit drei Tagen über dem Feuer gestandene Kuchenpfanne, sah, wie der Mann nach Wein rannte und einschenkte, wie das Essen verschwand, Schüsseln und Teller brachen, da zersprengte der Zorn ihr Herz, und wie aus einem geborstenen Dampfkessel das siedende Wasser über die Reisenden, so nun ihr Zorn über die Essenden und Trinkenden. Das sei ein theurer Tag für eine schlechte Ernte, und viel Essen für eine schlechte Arbeit; mehr Aufwand und nichts nütziger Volk hätte sie nie an einem Erntetage gesehen. Lieb wär's ihr, sie ließen ihr wenigstens die Schüsseln ganz,

und d'rin noch etwas übrig für den nächsten Tag, sonst wolle sie rechnen mit ihnen ein für allemal.

Frau, sagte ein Graubart, seit siebenzig Jahren bin ich an dem Erntetage auf dem Hofe, sie hatten's und gönnten's. Wie sie gaben, so geschah, was wir ihnen wünschten, sie hatten nie desto weniger, sondern alle Jahre mehr, denn Alles ging in Frieden und hatte den Segen, sie gönnten es uns und wir ihnen. Heute geht es anders, und an dir liegt's. O Frau, bedenke, halte uns weder Arbeit vor noch Essen, laß dich Gutes nicht reuen und meide Zank, sonst, o Frau, treibst du mit deiner neuen Mode den alten Segen aus.

Da schwur die Frau: dem alten Segen frage sie Nichts nach, wenn sie neue Arbeiter hätte. Siebenzehn hätten heute gemäht in der Matte, und was sie abgehauen, fresse eine Kuh in einem halben Tage, und was sie heute verzehrt und zerschlagen hätten, sei mehr, als aller Segen in zehn Jahren gutmachen könne. Frau, frevle nicht! Was du sagst, weißt du nicht. Was es ist, durch Wurmerde mähen, kennst du nicht, und was der Segen Gottes ist, hast du nie erfahren, darum schweige, schweige wenigstens in dieser Nacht! Wie nahe dir Gott ist, weißt du nicht. Da schlug die Frau auf den Tisch, daß die Flaschen zitterten, die Gläser aufsprangen, riß den schäumenden Mund auseinander, aber ehe diesem ein Laut entfahren war, füllte ein Lichtstrom die Stube, und ein Donner prasselte, als ob der Himmel gläsern gewesen und in Millionen Scherben zersprungen wäre. Geblendet, betäubt waren Alle, stille wie im Grabe ward es einen Augenblick, dann rasselte das Feuer über alle Balken, an allen Wänden auf, zur Thüre stürzte, wer seiner Sinne mächtig war. Der Greis trat hinter dem Tische hervor, ihm war's gewesen, als fahre der Blitz zwischen ihm und der Frau herab, er sah sie nicht, suchte sie am Boden, fand sie nicht, und gefunden ward sie nimmer. Die alten Leute und der Sohn waren nicht im Hause gewesen. Als die junge Frau in die Stube stürzte, hatten sie Geld in die Tasche genommen, waren in die Küche gegangen, hatten zusammengerafft an eßbaren Sachen, was sie noch fanden, hatten Alles hinausgetragen und gelabet und beschenkt, wen sie draußen noch fanden. Dann setzten sie sich an den Zaun, weinten beide bitterlich, und ob's auch immer wilder wetterte und donnerte, mochten sie doch nicht in's Haus.

Da hörten sie hinter sich ihren Namen, und als sie auffsahen, sahen sie Niemand. Aber auf den beiden Zaunpfählen über ihnen glänzte es wie zwei Sterne und als sie genau hinsahen, waren auf den Zaunpfählen zwei Erdmännchen, von denen sie von Kindesbeinen auf gehört und keines je gesehen. Diese waren ungefähr einen Daumen hoch und hatten Krönlein auf den Köpfen, denn es waren der König und die Königin, und die Krönlein waren es, welche leuchteten in der Nacht.

Der König mit der rothen Krone sprach ganz fein und daß es ihnen doch durch Mark und Bein ging: Lebt wohl, wir müssen scheiden! Durch manches Geschlecht gingen wir in diesem Hause aus und ein, uns war es lieb und dem Hause zum Segen. Ihr habt einen Geist in's Haus gebracht, der vertreibt uns, wir ziehen aus mit Leid und Schmerz und kehren nimmer wieder. Lebt wohl, sprach darauf die Königin mit dem weißen Krönlein, ihr habt uns weh gethan, doch weher noch euch selbst, aber ohne Andenken wollen wir nicht scheiden. Gar mühsam ward oft das Mähen dem armen Arbeiter, der nicht viel Kräfte hatte, dieweil so viel Wurmerde in der Matte war. Von dieser Stunde an soll zu Nutz und Frommen von Bauer und Knecht, so lange auf dem Brittenwalde gemäht wird, keine Wurmerde daselbst zu finden sein. Das waren ihre letzten Worte, darauf verschwanden sie, und wie sie verschwunden waren, fuhr der Blitz vom Himmel, das Haus stand in Feuer, fiel in Graus und Asche, aber auch Wurmerde war keine mehr in der Matte und ward keine mehr gefunden auf dem Brittenwalde bis auf den heutigen Tag.

Aber die Erdmännchen trauerten gar sehr, daß sie jetzt kein Haus mehr hatten, wo sie einkehren konnten und keine Menschen, welchen sie Gutes thun konnten, denn dieses war ihnen gar lieb geworden, und sie hatten keinen Muth mehr in den unterirdischen Gewölben, und was sie da arbeiteten, bekam Flecken und war ohne Glanz und Schönheit. Da erbarmte sich der liebe Gott der Erdmännchen und schickte ihnen wieder den Gabriel, den Engel nämlich, und ließ ihnen sagen, sie sollten Stäudchen und Blümlein flechten, welche süße Beeren trügen; sollten, wenn die Sonne steige, der Schnee weiche, in lauen Nächten diese pflanzen in Busch und Wald, dann gute, fleißige Leute, fried- und folgsame Kinder locken, sie zu pflücken zur eigenen Labung oder zum Verkauf, hungrige Vöglein locken zu den Sträuchen zur süßen Nahrung.

Das freute nun die Erdmännchen sehr, sie bekamen neuen Muth, und was sie arbeiteten, hatte wieder den alten Glanz, und als der Frühling kam, zogen sie in großen Reihen hinaus in Busch und Wald, pflanzten die zarten Sträuche und tanzten lustig in den Wiesengründen, wenn Mond- und Sternenglanz die Erde versilbern. Im Sommer bergen sie sich im kühlen Waldesschatten, locken und lauschen, freuen sich der hungrigen Vöglein, der guten Kinder, der armen Leute, welche kommen, den Hunger zu stillen oder Beeren zu sammeln, um Brot zu kaufen. Wenn sie nun in warmen, hellen Nächten die Sträuchlein gepflanzt, das Erntefeld für die armen Leute bereitet haben, so ziehen sie hinaus auf eine nahe Wiese oder in einen Baumgarten und schlingen da ihre Reihen, bis die Sterne bleich werden, der Morgenwind in den Blättern lispelt; dann ziehen sie hinunter in ihren unterirdischen Pallast. Wo sie einmal getanzt, ungestört, da tanzen sie alle Frühlinge wieder. Im jungen Grase sieht man dann die Ringe rund und in einander geschlungen, wo sie getanzt haben und freut sich, daß sie dagewesen, und hofft auf viele Beeren.

Aus Käthi von Jeremias Gotthelf.

September.

Der Wolke Naß fällt nieder
Und treibt uns in das Haus,
Die Sänger und die Lieder,
Die Sänger und die Lieder
Verjagt des Sturmes Braus.

Die Blumen alle neigen,
Vor Wehmuth stumm, das Haupt;
Sie sind, das sagt ihr Schweigen,
Sie sind, das sagt ihr Schweigen,
Des Lebens Schmucks beraubt.

Nun steh' ich in dem Zimmer
Und denk' der Lieder nach,
Und wie der Blumen Schimmer
Und wie der Blumen Schimmer
Erlöscht an einem Tag.

Doch sieh, es nehmen wieder
Die Wolken andern Lauf:
Ihr Blumen und ihr Lieder,
Ihr Blumen und ihr Lieder,
Einst blüht ihr schöner auf!

L. Peters.

Der Maurer.

Es graut der Tag — die Uhr hat fünf geschlagen —
Frisch auf, mit Gott — Frau, ruhe noch ein Stündchen —
Der Jüngste thät mit Schreien viel uns plagen —
Doch küssen muß ich ihm sein rothes Mündchen.
Auch die fünf andern lass' noch friedlich träumen
— Sie thun Nichts Böses, werden nichts versäumen.

Der Vater spricht's — schon ist er angekleidet —
Genießt den Frühtrunk, packet Kell' und Hammer
In seinen Schurz — indeß der Blick sich weidet
An Weib und Kindern — öffnet leis die Kammer,
Und in der Thür noch schaut er zu dem Kleinen
Mit Vaterwonne — segnet all' die Seinen.

Zum Gottestempelbau zwölf volle Stunden
Hat seinen Meister er sich fest verdungen. —
Hoch oben an der Kuppel, wie verschwunden,
Schafft er mit Kell' und Hammer — schurzumschlungen.
Und schwindelt ihm auf seiner steilen Leiter,
Denkt er an Weib und Kind — und mauert weiter.

Weiß er doch, wenn's hochmittag — kommt sein Weibchen
Und bringt die Mahlzeit und den lieben Kleinen —
Zwar nicht Lammbraten, nicht gebrat'ne Täubchen,
Nicht Porter, Nichts von Rak und feinen Weinen,
Doch Lieb' und Arbeit würzt das Mahl — und labend
Wirkt schon die Hoffnung auf den Feierabend.

Und legt er Kell' und Hammer endlich nieder
In seinen Schurz und steiget vom Gerüst,
Steht schon sein Weib mit seinem Liebling wieder,
Den er mit seiner rauhen Lippe küßt.
Und nach der Hütte geht er zu den Kleinen,
Zum still bescheid'nen Mahl sich zu vereinen.

Die Hände faltend, blickt er froh nach oben
Und dankt dem Herrn für Arbeit, Speis' und Trank.
Die frischen Kleinen preisen Gott und loben,
Der Maurer segnet sie — die Reih' entlang.
Dann bringt er froh die Kindlein all' zu Bette.
Daß jedes Haus doch solchen Vater hätte!

Dr. J. Bartsch.

Des neuen Jahres Morgengruß.

Der Morgen will noch nicht herauf,
Kein Schläfer thut die Augen auf;
Ich weck' sie nicht, so lang' ich kann,
Ich schau' ein wenig die Gegend an.
Zieh, Wölkchen, mach' jetzt keinen Streich!
Der Mond scheint ohne das so bleich.

Kein Blümchen roth, kein Blümchen weiß!
Auf allen Wassern graues Eis!
Und Baum und Feld mit Schnee belegt,
Im Dorfe kaum ein Steig gefegt.
Das hat mein Vetter noch gemacht,
Und läuft jetzt fort bei dunkler Nacht.

Das Ding, das muß mir anders gehn!
Bald sollt ihr's gar verwandelt sehn.
Die Gärten müssen sauber sein,
Aurikel, Hyazinthen d'rein,
Und neue Blüthen alle Tag',
Was Baum und Strauch nur tragen mag.

Noch Alles still, und Keiner wach. —
Ein Fink' nur sitzt dort auf dem Dach,
Dem armen Tropf ist schlimm und weh,
Was gilt's, er hat ein Weibchen eh,
Und drauf, als Noth und Mangel kam,
Da mußten sie sich scheiden lan.

Jetzt hat er gar betrübte Sach',
Nicht Frau, nicht Brot, kein Dach und Fach,
Und steht er auf, so spät er mag,
So sagt ihm Niemand guten Tag;
Und Niemand brockt ihm 's Süppchen ein.
Wart', Bursch', dir muß geholfen sein.

Noch Alles ruhig fern und nah,
Ein schönes Kirchlein haben sie da,
So sauber, wie in mancher Stadt;
's ist Sechse auf dem Zifferblatt.
Der Morgen kommt. Bei meiner Treu'n,
Es friert ein'n bis in Mark und Bein.

Den Todten unterm tiefen Schnee
Thut Frost und Hitze nicht mehr weh;
Sie wissen nicht, daß Winter sei,
Der Kirchhof macht von allem frei.
Sind dort wohl leere Plätzchen noch?
Ein Paar von ihnen braucht man doch.

Dem Kinde, dem die Mutter todt,
Dem Kranken unter Schmerz und Noth,
Der alten Frau, dem alten Mann
Bring ich ihr Stündlein bald heran.
Habt manche Stund' in Schmerz verwacht,
Dort schlaft ihr wohl in stiller Nacht.

Jetzt brennt einmal ein Lichtchen an
Und dort ein andres nebendran,
Die Fensterläden thun sich auf,
Dort geht fürwahr die Hausthür auf!
Grüß Gott, ihr Leut', ich bin euch nah,
Schon Nachts um Zwölfe war ich da.

Recht stillen Sinn in Freud' und Noth,
Ein gut Gewissen geb' euch Gott!
Und wer's nicht redlich meint und gut,
Und seine Pflicht nicht fleißig thut,
Dem bring' ich keinen Segen mit,
Und wenn ich wollte, könnt ich nit.

Jetzt geht und zieht die Kinder an,
Wie ich gesagt hab', denkt mir dran.
Und was noch noth ist, macht bereit,
Mir deucht 's ist bald zur Kirche Zeit.
Der Tag ist da, der Mond wird bleich,
Und sicher kommt die Sonne gleich.

Nach Hebel von Merget.

Der kleine Cigarrenmacher,

oder:

Sei dienstfertig gegen Jedermann.

Es war ein schöner, warmer Herbsttag und Sonntagmorgen. Die Glocken auf den Thürmen riefen die Bewohner Berlins zur Kirche, und Alt und Jung, und Reich und Arm wandelte hin zu den heiligen Stätten, um nach vollbrachter Wochenarbeit Gott zu danken für Gesundheit, Glück und Alles, was ein Jeder aus des Allgütigen Hand empfangen hatte. O, es gewährte einen herrlichen Anblick, all die frommen Kirchengänger in ihren reinlichen Sonntagskleidern, mit dem Gesangbuche unter dem Arme, feierlich in die Gotteshäuser eintreten zu sehen. Auf dem Platze vor der B=Kirche ward es allmählig stiller und einsamer, die Glocken schwiegen, die Thüren wurden geschlossen, und unter sanften Orgeltönen begann der Gesang der versammelten Gemeine. Die Sonne

leuchtete freundlich hernieder, kein Lüftchen regte sich, und der alte ehrwürdige Akazienbaum vor einem der hohen Kirchen-Fenster — war es doch, als ob auch er die Weihe der Andacht nicht stören dürfe, denn seine sonst so beweglichen Zweige mit ihrem dünnen Laube hingen feierlich still herab, und warfen ihren kühlen Schatten weit umher. Ja, da kann man wohl andächtig sein Herz zu Gott erheben, wenn überall Stille und Friede herrscht, besonders wenn's in unsrer Brust nicht stürmt, wenn da Alles ruhig ist, und keine geheime Stimme uns anklagt über ein Unrecht, das wir vielleicht an einem Nebenmenschen begangen haben, oder auch erst begehen wollen.

Aber von solchen Dingen mochten wohl die sechs oder acht Knaben Nichts wissen, welche sich allsonntäglich während des Gottesdienstes auf dem Kirchplatz einfanden, um da Ball zu spielen. Eben versammelten sie sich wieder, um in gewohnter Weise ihr Spiel zu beginnen. Wie oft hatte der Kirchendiener ihnen das untersagt, daß es nicht schicklich sei, die Gemeine in ihrer Andacht durch Schreien und Lärmen zu stören! Wie oftmals hatten ihre Eltern ihnen verboten, dort zu spielen! Aber das half Alles nicht. Sollte die Gemeine Ruhe haben, so mußte der Kirchendiener bisweilen die Jungen weit weg vom Platze vertreiben.

Nach beendigtem Gottesdienste öffnete der Kirchendiener die Thüren, und im Nu verschwanden die Knaben.

„August!" rief er mehreremale nach allen Seiten hin, „August!".

Aber da kam kein August noch sonst Jemand. Er führte alsbald eine alte, ehrwürdige Frau heraus und ließ sie einstweilen auf der Bank unter der Akazie Platz nehmen. Das Mütterchen selber war in einer sichtbaren Verlegenheit, denn auch sie blickte sich nach allen Seiten um, und schien Jemanden zu suchen. Der Kirchendiener entfernte sich auf einige Schritte und rief wiederum den August nach allen Richtungen hin, aber es kam Niemand.

August nämlich war Einer von der kleinen Spielgesellschaft, und hatte das Mütterchen Sonntags nach der Kirche und wieder nach Hause begleitet, wofür er jedesmal einen Groschen für seine Sparbüchse erhalten hatte. Heute nun war es ihm eingefallen, ohne allen Grund die alte Frau im Stich zu lassen. Wahrscheinlich hatten seine Kameraden ihn abgehalten, ihr diesen kleinen Liebesdienst zu erweisen, und so hatte sie nun Niemanden, der sie nach Hause führte.

Da stand vor einem benachbarten Hause ein Knabe, der auf den Wink des Kirchendieners bereitwillig herbeisprang, um zu hören, was man von ihm verlange.

„Willst du die arme Frau nach Hause bringen, mein Sohn?“ fragte ihn der Mann; „sie ist alt und schwach und kann nicht allein gehen, du verdienst dir dadurch einen Gotteslohn!“

„Einen Gotteslohn?“ fragte der Knabe. „Gewiß, das will ich gern thun, ich will nur meiner Mutter Bescheid sagen, damit sie weiß, wo ich bleibe, ich bin im Augenblick wieder hier.“

Im Nu war er fort.

„Der kommt nicht wieder,“ sagte das Mütterchen, „der war mir zu bereitwillig.“

Ach, aber sie hatte das kaum ausgesprochen, als er schon zum Hause herausgesprungen kam und mit dem Kopfe nickte, daß er nun bereit sei.

„Du darfst also mit mir gehen, mein Sohn?“ fragte die Frau.

„O, daß ich mitgehen durfte, das wußte ich wohl schon vorher, denn meine Mutter sagt immer zu mir: „„Gotthold, sei stets dienstfertig gegen Jedermann!““ Ich wollte es nur der Mutter sagen, weil sie das gern hat.“

„Wie heißt du denn, mein Sohn?“

„Ich heiße Gotthold Brunow.“

„Hast du noch einen Vater?“

„Nein! mein Vater ist seit zwei Jahren todt. Ach, wenn der noch lebte, dann wäre es besser für mich, dann könnte ich noch in die Schule gehen, so aber muß ich auf einer Fabrik arbeiten und Geld verdienen helfen.“

„Also du verdienst schon Geld? Das ist ja sehr schön!“ sagte die alte Frau und reichte ihm freundlich die Hand. „Aber was arbeitest du denn, mein Sohn?“

„Ich mache Cigarren, und verdiene zwanzig Groschen in der Woche.“

„So, so! Zwanzig Groschen also. Und die sparst du wohl?“

Hier seufzte Gotthold und schwieg eine Weile.

„Wir haben schon oft den Anfang zum Sparen gemacht, und wöchentlich zwei Groschen davon zurückgelegt, denn nächste Ostern soll ich eingesegnet werden; aber meine Mutter mußte immer die kleinen Er=

sparnisse wieder angreifen, weil die zwanzig Groschen nicht ausreichen wollen. —"

Das Mütterchen war gerührt und blickte ihn lange schweigend und gedankenvoll an. Die reine wohlklingende Sprache des Knaben, sein offenes, gerades Wesen gefiel ihr wohl, und — das sah man ihr an, sie empfand große Theilnahme an dem Geschick des armen Jungen, und mochte wohl manchen Plan im Kopfe haben, um selber Etwas für ihn zu thun, oder, da sie zu arm war, durch Andere für ihn auszuwirken.

"Nun, mein Sohn," sagte sie nach einer langen Pause, während welcher der Kirchendiener sich entfernt hatte, "wir wollen jetzt gehen, vertraue nur allein auf Gott, der wird dich nicht verlassen."

"O, das habe ich immer gethan," sagte Gotthold; aber meine Mutter hat ein Stück nach dem andern verpfänden müssen, sie hat nichts Ordentliches mehr anzuziehen, und kann nun nicht mehr Sonntags in die Kirche gehen; ich selber muß mit Filzschuen vorlieb nehmen, meine Stiefeln haben keine Sohlen, und Geld haben wir nicht, welche auflegen zu lassen. Ja, wenn ich mit der Mutter Sonntags zur Kirche gehen könnte, o, dann ginge es uns gewiß besser, dann —"

"Du herrlicher Junge!" rief die alte Frau mit freudig bewegter Stimme aus, "du bist brav, habe nur Geduld, vielleicht wird es besser mit Euch!"

Die tobenden Knaben hatten sich allmählig wieder eingefunden, um das unterbrochene Spiel weiter fortzusetzen. Gotthold aber nahm der alten Frau den großen, rothen Regenschirm ab und das dicke Gesangbuch, reichte ihr seinen Arm hin, und trat seinen Weg an. Er war kaum einige Schritt mit der alten Frau gegangen, als die Knaben sich hinter ihm zusammenschaarten und die ungezogensten Neckereien mit ihm trieben. Der Eine zog ihm hier, der Andere da. Die großen Filzschue, welche Gotthold von seiner Mutter erhalten hatte, schienen ihnen den meisten Spaß zu machen; auch versuchten sie einigemale, ihm den rothen Regenschirm unter dem Arme hervorzuziehen. Gotthold ertrug Alles mit Geduld, und ging ruhig weiter. Überhaupt war seine ärmliche Kleidung die Ursache, daß sie keine gemeinschaftliche Sache mit ihm machten, wiewohl er ihnen früher schon gesagt hatte, daß er gern mit ihnen spielen möchte, so oft ihn die übermüthigen Jungen auch abgewiesen hatten. Da sie ihren Zweck, Gottholden zu kränken, oder gar zu ärgern, durchaus nicht erreich=

ten, so sannen sie auf ein anderes Mittel. Einer von ihnen ging von hinten so nahe an ihn heran, und trat ihn plötzlich so arg auf die großen Filzschue, daß Gotthold stolperte und beinahe vorn über gefallen wäre. Es überlief ihn jetzt siedendheiß, er sah sich zornig nach dem Thäter um, aber die alte Frau suchte ihn zu beruhigen mit den Worten: „Immer hübsch gelassen, mein Kind! Nicht schelten, nicht toben!“ Gotthold aber mußte sich in der That zusammen nehmen, um nicht auf die Buben los zu fahren. Er war eben vor der Wohnung der alten Frau angekommen, und schon glaubte er von ihren Neckereien endlich erlöst zu sein, als Einer der Knaben ihm den Regenschirm mit Blitzesschnelle unter dem Arme hervorriß, ihn auf die Erde warf und davon lief, und das war — August. Nun konnte er sich nicht mehr halten, die Ermahnungen der alten Frau waren vergeblich. Ein lautes Gelächter erfüllte die Luft. Der alten Frau das Gesangbuch geben, den Schirm auflangen und dem August nachlaufen — war ein einziger Moment. Dennoch konnte er seiner nicht habhaft werden, denn sämmtliche Knaben verrannten ihm den Weg und nahmen Augusten in ihrer Mitte. Gotthold war nicht zu bändigen, der Zorn hatte ihm das Blut bereits in die Wangen getrieben, und, mit dem großen Regenschirme nach allen Seiten wüthend um sich herumschlagend, bahnte er sich den Weg und trieb die Knaben in wilder Flucht vor sich hin. Leider sah er nicht mehr, wohin er schlug, und kam in der Hitze des Gefechts einem Brunnen zu nahe, und — da lag der Regenschirm zerbrochen zu seinen Füßen. Er hatte in der Wuth so heftig gegen den Brunnen geschlagen, daß die alte, morsche Waffe der Kraft seines Armes nicht hatte Stich halten können. Gotthold stand da, leichenblaß, und wußte nicht, ob er auch davonlaufen, oder reuevoll zu der alten Frau zurückkehren sollte. Er raffte die zwei oder drei Stücke des zerbrochenen Schirmes zusammeu, und entschuldigte sich bei der alten Frau, so gut es gehen wollte; aber er bekam gerade kein allzufreundliches Gesicht, denn der Schirm war ein uraltes Erbstück und seit einer langen Reihe von Jahren ihr beständiger Begleiter gewesen, es mochte die Sonne scheinen, oder Sturm und Regen im Anzuge sein, er hatte sie in beiden Fällen geschützt, weshalb er ihr unentbehrlich geworden war. Gotthold fühlte sich in der That recht unglücklich über den schlechten Anfang seines eben begonnenen kleinen Amtes. Er bat, ihm den Schirm mitzugeben, er wolle versuchen, ob es ihm vielleicht gelinge, ihn mit

Hülfe seiner Mutter wieder in einen brauchbaren Stand zu bringen. Einen Groschen bekam er heute nicht. Ob wegen des zerbrochnen Schirmes, oder ob die alte Frau das vergessen hatte, können wir dem freundlichen Leser nicht mittheilen, weil wir das nicht haben erfahren können. Möglich, daß sie auf diese Weise sich einigen Ersatz verschaffen wollte, zumal da sie als eine sehr genaue Frau in der Nachbarschaft bekannt war, während Andere dagegen behaupteten, sie möge wohl selber keinen Groschen zu ihrer kleinen Mittagsmahlzeit im Hause gehabt haben.

Nachdem Gotthold seiner Mutter die ärgerliche Geschichte seines Kampfes mit jenen Knaben mitgetheilt, und er, wegen seiner Hitze, auch von ihr einige Vorwürfe erhalten hatte, machte er sich sogleich an die Ausbesserung des Schirmes. Die Mutter nähte die großen Risse zusammen, Gotthold leimte, und es war noch keine Stunde vergangen, und der Schirm war wieder in einen recht leidlichen Zustand gebracht. Die Freude war groß. Er lief sogleich zu der alten Frau, ihr sein Gelingen mitzutheilen. Und siehe, er wurde freundlich empfangen, und — erhielt seinen Groschen, wie ihn pünktlich jeden Sonntag August ebenfalls empfangen hatte. Gotthold wollte ihn nicht nehmen, aber das half einmal nichts, die alte Frau steckte ihm denselben ohne Weiteres in die Tasche. Er bedankte sich und versicherte, daß er jeden Sonntag zur rechten Zeit sich einfinden werde, sie abzuholen, und sie dann auch wieder nach Hause zu begleiten.

„Also, das willst du thun, Gotthold?“ sagte sie, und blickte ihn lange an, als hege sie noch einigen Zweifel an der Wahrheit seines Versprechens.

„Hier meine Hand!“ sagte Gotthold treuherzig, „ich komme bestimmt, denn was ich verspreche, werde ich auch halten.“

Die alte Frau freute sich, nahm seinen Handschlag als feste Versicherung freundlich an, und ließ ihn, da er eben gehn wollte, noch einen Augenblick warten. Sie ging in die Kammer, und was brachte sie da heraus? Ein Paar blank geputzte Stiefeln, die sie erst mit ihrer Schürze ein wenig abstäubte und sie dann Gottholden übergab, sie anzuprobèn.

„Die soll ich haben?“ fragte Gotthold, außer sich vor Freude.

„Sie sind dein. Ich hatte sie für den August bestimmt, weil seine schlecht waren. Jetzt braucht er sie nicht.“

Gotthold warf im Nu seine großen Filzschue von den Füßen, ver-

suchte die Stiefeln, und — wer beschreibt seine Freude! sie paßten, als ob sie für ihn gemacht wären. Er drückte der alten Frau immer wiederholt die Hand, und stammelte seinen Dank immer wieder auf's Neue her, wobei er im Zimmer einigemale auf- und abging, wie gut sich's in den neuen Stiefeln ginge.

Am nächsten Sonntag war Gotthold zur festgesetzten Zeit in der Wohnung der alten Frau. Sie hieß ihn freundlich willkommen, obgleich sie schon etwas auf ihn gewartet hatte. Er nahm den Regenschirm und das Gesangbuch, und fort ging es zur Kirche. Heut wurde das Lied gesungen: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“ Gotthold hatte der alten Frau das Lied aufgeschlagen und sang dann so recht aus voller Brust und Herzensgrunde mit, daß sein Mütterchen ihm mehr als einmal recht innig die Hand drückte. Er fühlte aber auch gerade heute tief in seinem Innern die Macht des Gesanges und die Weihe der Predigt so rein und beseligend wiederklingen, daß er unwillkürlich die Hände faltete, und Gott inbrünstig um die Erfüllung seines einzigen Wunsches anflehte, ihn einen recht guten, braven Menschen werden zu lassen, denn sein sterbender Vater hatte ihm beim Abschiede gesagt: „Gotthold, werde ein braver Mensch, und verlaß deine Mutter nicht!“ Und eingedenk dieser Worte, hatte er auch wohl des Sonnabends so oft zu seiner Mutter gesagt, wenn er ihr die zwanzig Groschen überbrachte: „Wenn ich erst größer bin, dann sollst du gewiß nicht mehr arbeiten!“ Auch das gelobte er heute feierlich dem lieben Gotte, und versprach, mit der Hand auf dem Herzen, unverbrüchlich sein Wort zu halten. Es war das ein schöner Augenblick für ihn, Nichts fehlte an seinem Glücke, er war recht froh und zufrieden, denn Gott hatte mit seinem heiligen Finger heute sein Herz berührt, und er fühlte sich begeistert für Alles, was schön ist, und heilig, und erhaben vor Gott und Menschen. Eine Thräne freudiger Rührung rann über seine Wangen, und eben sagte der Prediger: „Amen!“ und „Amen!“ tönte es nach in seiner reinen Seele. Die alte Frau erhob sich von ihrem Platze, betete, und Gotthold that dasselbe für seine Mutter, dann gingen sie nach Hause.

Wie ganz anders sah es draußen auf dem Platze aus! Die Knaben eilten, sobald der Kirchendiener sich blicken ließ, unter wildem Geschrei davon. Am Ende des Platzes, nicht weit von der Wohnung der alten Frau, fingen Einzelne wieder ihre Neckereien an, aber Gotthold hatte

sich fest vorgenommen, sich ruhig zu verhalten. Da entsteht aber plötzlich ein großes Geschrei hinter ihm, er sieht sich um, und in demselben Augenblicke sieht er, wie August von zweien seiner Kameraden zur Erde geworfen und tüchtig durchgeprügelt wird. Zwei auf Einen, das war eine Ungerechtigkeit, und die konnte und durfte Gotthold nicht dulden. Er stürzte im Nu auf die beiden Schläger los, die auch sogleich die Flucht ergriffen. August war frei und wußte vor Beschämung nicht, wie er sich gegen Gottholden benehmen sollte, der nur so viel erfahren konnte, daß August mit Kastanien nach ihm geworfen und einmal die alte Frau getroffen hatte, was die Andern gemißbilligt und darüber mit ihm in Streit gerathen wären. Die alte Frau gab wiederum ihr Mißfallen zu erkennen, daß es sich nicht zieme, auf offener Straße ein solches Aufsehen zu erregen. Gotthold dagegen sagte, er könne und dürfe kein Unrecht dulden, und wenn August auch selber Schuld sei, so müßten doch nicht Zwei über Einen herfallen. Kurz, er vertheidigte sich so, daß sein altes Mütterchen im Stillen ihm fast Recht geben mußte. Zu Hause erhielt er seinen Groschen und ging dann, um, wie er schon vorher beschlossen hatte, sich einige Bogen Papier und eine Schreibfeder zu kaufen, damit er des Abends im Schreiben sich üben könne; denn beim Abgange aus der Schule hatte der Lehrer ihm gesagt: „Gotthold, vergiß auch zu Hause die Schule nicht!“ Aber noch ehe er den Kaufmann erreicht hatte, fand er vor einem Hause einen armen, blinden Greis stehen, der den Vorübergehenden die Mütze hinhielt, um die Gaben der Liebe in Empfang zu nehmen.

„Gotthold! den Groschen gieb dem Armen, der hat heute vielleicht noch Nichts gegessen!“

So sprach es zu ihm. Und wer war das? Das war sein edles, gutes Herz, das Mitleid fühlte mit dem Unglück Anderer.

„Dann aber kann ich mir kein Papier kaufen,“ hieß es weiter, „und die Mutter kann mir dazu kein Geld geben.“

„So gieb ihm die Hälfte, aber gehe nicht vorüber.“

Gotthold blieb einen Augenblick stehen. „Es ist wahr,“ sagte er dann, den schönen blanken Groschen beschauend, „der Prediger sagte heut: „„Wohlzuthun und Mitzutheilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl!““ Ja, so ist es! Das soll auch gleich geschehen!“



Der kleine Cigarrenmacher.

Er lief zum Kaufmann, kaufte einen Bogen Papier und eine Feder, und warf den halben Groschen dem armen, blinden Mann in seine Mütze.

„Bravo, mein Sohn!“ sprach eine Stimme laut und vernehmlich. Gotthold stand ganz betroffen da, und wußte sich das nicht zu erklären. Der blinde Mann war es nicht, das wußte er bestimmt; auch sah er sich nach allen Seiten um, aber da war Niemand, der das hätte können gesprochen haben.

Am andern Sonntage hatte er auf seinem Gange nach der Wohnung der alten Frau wieder einige Neckereien zu ertragen, die er indessen gar nicht beachtete, denn August war nicht dabei, er schämte sich vor Gottholden, der glühende Kohlen auf sein Haupt gestreut und ihn dadurch völlig entwaffnet hatte. Beim Nachhausegehen fand er wieder den blinden Mann an derselben Stelle mit der Mütze in der Hand. „Der soll auch seinen halben Groschen haben,“ sagte Gotthold schon von Ferne, „ich kann mir dann doch noch zwei Bogen Papier kaufen, und daran habe ich die Woche hindurch genug.“ Eben warf er die kleine Gabe in des Blinden Mütze und „bravo! mein Sohn!“ rief abermals die Stimme. Gotthold konnte sich diese räthselhafte Erscheinung durchaus nicht erklären, und schaute betrübt nach allen Seiten hin; aber da war Niemand, dem er diese Stimme hätte zuschreiben können. Er ging sogar einigemal auf und ab, um dieselbe zu entdecken, aber vergebens, es war ringsum Alles still. Zu Hause erzählte er Nichts von dieser Sache, weil er in der Schule gelernt hatte: „Laß die Linke nicht wissen, was die Rechte thut!“ Und das hatte er sich so gedeutet: Wenn du wohlthust, laß es selbst deinen nächsten Angehörigen nicht wissen.

So mochte so ziemlich ein halbes Jahr vergangen sein, während welcher Zeit Gotthold allsonntäglich dem Armen seinen halben Groschen gegeben hatte, wogegen ihm jedesmal die bekannte Stimme zugerufen: „Bravo, mein Sohn!“ Heut' aber hatte er keinen Groschen bekommen, und er konnte folglich auch dem blinden Manne Nichts abgeben. Und das ging so zu. Schon bei seinem Eintritt in das Haus seines lieben Mütterchens war es ihm, als ob eine außergewöhnliche Stille ihn umfing. Er ahnte nichts Gutes, und doch — was sollte es denn sein! Es war eine bloße Täuschung seines liebevollen, besorgten Herzens für sein liebes Mütterchen. Er eilte daher die Treppe hinauf, klopfte an der

Thür, aber Niemand nöthigte zum Eintreten. Er öffnete, und fand die alte Frau — todt in ihrem Lehnstuhl. Ein heftiger Schreck hieß ihn einen Augenblick in der Thür stehen bleiben, er wußte nicht, was er beginnen sollte. Es war Niemand in dem Zimmer. Die alte Frau aber saß in ihrem Stuhl, als ob sie schliefe. Ihr freundliches Antlitz war der reinste Abdruck von Milde und Wohlwollen, sie glich vollkommen dem Bilde einer Verklärten. Gotthold, der die alte Frau wie seine zweite Mutter angesehen und sie so lieb gewonnen hatte, daß er alle Tage bei seiner Arbeit an sie dachte, stürzte vor ihr nieder, ein Strom von heißen Thränen rann über sein Gesicht und laut schluchzend rief er aus: „Mutter, bist du denn todt?“ Er ergriff ihre Hand, aber ach, sie war ohne Leben. „Kalt!“ sagte er mit zitternder Stimme, „eiskalt!“ Er weinte und benetzte ihre Hand mit Thränen. „Aber du bist nicht todt! Nein, nein! du schläfst, aber todt bist du nicht, o, öffne doch dein freundliches Auge und blicke mich an. Ich bin ja dein Gotthold. Hörst du? Ich bin Gotthold. Wir wollen zur Kirche gehen. Die Glocken haben schon geläutet, wir wollen gehen.“ — Mutter Susanne aber — so wurde sie im Hause genannt — öffnete die Augen nicht mehr, und ihre Hand regte sich nicht, und ihr Mund sagte nicht: „Nimm den Schirm und das Gesangbuch, Gotthold, wir wollen gehen.“ Sie war todt. Schweigend lag er vor ihr auf den Knieen und betrachtete sie mit Thränen in den Augen. Dann stand er auf, drückte einen heißen Kuß auf die kalte Stirn und ging, um draußen seinem gepreßten Herzen Luft zu verschaffen. Aber vor der Thür stand er still, denn es war ihm, als habe er den Namen Gotthold gehört; aber das war wohl nur eine schöne Täuschung seines liebenden Herzens. Er kehrte wieder um. „Also bist du wirklich todt, mein gutes Mütterchen?“ fragte er wehmüthig und betrachtete sie eine Zeit lang, als wartete er auf eine Antwort aus ihrem Munde. Aber die Lippen waren auf ewig geschlossen, und Gotthold kehrte traurig nach seiner Wohnung zurück.

Eben hatte die Glocke zum zweiten Male geläutet, weshalb er sich besann, und schnell davoneilte, um noch zur Kirche zu kommen, die er durch sein Mütterchen so lieb gewonnen hatte. Ach, aber als er auf den Platz einlenken wollte, da stand der arme Blinde, und Gotthold hatte Nichts, was er ihm hätte geben können. Er ging von Ferne einige Male auf und ab, es war ihm peinigend, seiner schönen Gewohnheit

heute nicht nachkommen zu können. Einen Ausweg aber aus seiner Betrübniß fand er nicht, er konnte nun einmal heute dem Armen keinen halben Groschen geben, und die bekannte Stimme: „Bravo, mein Sohn!“ blieb daher auch aus.

Schon hatte er einige Minuten so zugebracht, als er von Weitem den Kirchdiener vor der Thür sich umschauen sah, ob noch Kirchengänger kämen, um dann das Gotteshaus zu schließen. Gotthold eilte, um auch die Kirche noch zu erreichen, und mit ihm ein Herr, der ebenfalls seine Schritte verdoppelte. Beide traten ein. Gotthold nahm den Platz seines verstorbenen Mütterchens ein und der Herr setzte sich neben ihn.

„Mein Sohn!“ sagte er leise, „ich habe kein Gesangbuch mit, weil ich auf den Besuch der Kirche nicht vorbereitet war; willst du mir wohl eins vom Kirchendiener besorgen?“

Gotthold stand auf und kam in wenigen Augenblicken mit dem aufgeschlagenen Buche zurück. Er bat den Herrn, ihn mit einsehen zu lassen. Der Fremde freute sich über des Knaben Gefälligkeit sehr; besonders aber gefiel es ihm, daß Gotthold während des Gesanges auch nicht einmal von dem Gesangbuche wegsah, sondern andächtig und tief bewegt mitsang; auch der Predigt folgte er mit Aufmerksamkeit.

Nach beendigtem Gottesdienst gab der Herr Gottholden ein Viergroschenstück und das Gesangbuch, um beides dem Kirchendiener einzuhändigen; als aber auch er für seine Mühe ebenfalls ein Geldstück annehmen sollte, da weigerte sich der Knabe mit einer Art von Stolz, der den Mann in Staunen setzte, zumal da Gotthold's ärmliche Kleidung mit der Art und Weise, wie er das kleine Geschenk abschlug, in großem Widerspruch zu stehen schien.

Zu Hause hatte Gotthold eben den Tod der alten Frau seiner Mutter mitgetheilt. Eine lange Pause herrschte, Keiner sprach ein Wort, als es an der Thür klopfte, und hereintrat der fremde Herr aus der Kirche. Er reichte Gottholden, wie einem alten Bekannten, die Hand, und die Mutter setzte ihm einen Schemel hin, und bat ihn, Platz zu nehmen. Er fragte nach mancherlei häuslichen Verhältnissen, wer der Vater gewesen, ob er schon eingesegnet sei u. s. w. Gotthold beantwortete Alles mit einer Freundlichkeit und Klarheit, daß der Herr ihn immer mehr liebgewann. Endlich erzählte ihm Gotthold auch die Geschichte von dem blinden Mann, und von dem halben Groschen, und wie

er da jedesmal die merkwürdigen Worte gehört habe: „Bravo, mein Sohn!“ Mit bekümmertem Herzen fügte er hinzu, daß er nun dem Blinden Nichts mehr geben könne, und die Stimme ihm folglich nicht mehr freundlich zurufen werde.

Der Herr betrachtete Gottholden während seiner Erzählung mit Wohlgefallen und schwieg.

„Mein guter Sohn!“ sagte er dann, „die Stimme, welche dir so räthselhaft vorgekommen ist, war ich selber. Sieh, ich wohne in demselben Hause, vor welchem der Blinde Sonntags seinen Stand hat. Wenn du nun kamst, und deine Gabe in die Mütze warfst, rief ich, ohne daß du mich hinter dem halb geöffneten Fenster sehen konntest: „Bravo, mein Sohn!“

Bei diesen Worten zog der vornehme Herr einen Beutel aus der Tasche, aus welchem er eine Menge harter Thaler auf den Tisch schüttete, und fing an zu zählen.

„Sieh, mein Sohn, das Alles ist für dich. So oft du nämlich dem Armen deine Gabe mittheiltest, so oft legte ich für dich einen harten Thaler auf die Seite. Daß dir heute etwas Außergewöhnliches begegnet sein mußte, konnte ich wohl denken, weshalb ich dir nachging, um mich darnach zu erkundigen. Nun streich dein Geld ein, es sind 28 Thaler.“

Bei diesen Worten nahm er seinen Hut, und ging, um Gotthold und seine Mutter in ihrer Freude nicht durch seine Gegenwart zu stören. Beide aber hielten ihn fest, und bedankten sich mit gerührtem Herzen für so viel Liebe und Wohlwollen. „Bleibe immer so gut, mein Sohn, so wirst du ein rechtschaffner Mann werden! Und nun lebt wohl, Kinder, ich muß fort.“ Mutter und Sohn begleiteten den freundlichen Mann zum Hause hinaus, und kehrten dann zurück, um zu beschließen, was sie mit dem vielen Gelde anfangen wollten. Eine solche Menge Thaler hatten wohl Beide noch nie beisammen gesehen, geschweige denn als Eigenthum besessen. Jetzt erst hob die Mutter, die Hände gefaltet, ihr Auge zu Gott empor, ihm Dank zu sagen für diese unerwartete Hülfe. Thränen freudiger Rührung rannen über ihr bleiches, kummervolles Antlitz. Auch Gotthold blickte schweigend zum Himmel empor und betete. Dann sagte er leise: „Ja, ich will ein rechtschaffner Mann werden, ebenso brav, wie mein Vater es war!“ Die Mutter hörte das und drückte den Sohn inbrünstig an ihr Herz.

„Nun kann ich die kleinen Schulden bezahlen, welche ich für Holz, Kartoffeln und Brot in der Nachbarschaft habe machen müssen. O, welch eine Freude, welch ein Glück für uns!“

„Und gewiß wird auch reichlich so viel übrig bleiben, als ich zu meiner Einsegnung brauche,“ sagte Gotthold freudig und überzählte das Geld. „Achtundzwanzig Thaler! Also habe ich die Mutter Susanne achtundzwanzig Sonntage in die Kirche geführt!“

„Nun will ich mir aber auch morgen schon einen neuen Oberrock kaufen,“ fügte die Mutter hinzu, damit ich jeden Sonntag, wie früher, mit dir in die Kirche gehen kann.“

„O, dann, liebe Mutter, wird uns der liebe Gott nicht verlassen, gewiß, du kannst es glauben, dann werden wir nicht wieder in solche Noth gerathen. Nun will ich auch noch einmal so gern auf die Fabrik gehen, nun weiß ich, daß du dich nicht mehr so grämst.“

Bei diesen Worten fiel er seiner Mutter um den Hals und küßte sie. Ein herrlicher Anblick! Wie wenig gehört doch dazu, gute Menschen zu beglücken!

Nach einigen Tagen fand die Beerdigung der Mutter Susanne Statt. Gotthold war durch den Kirchendiener eingeladen, mit dem Geistlichen, ihrem Beichtvater, zu folgen. Sonst hatte sich Niemand eingefunden, diesem Trauerakte beizuwohnen. Auf dem Kirchhofe segnete der Geistliche den Sarg ein, eine Grabrede hielt er nicht, denn die Verstorbene hatte das noch kurz vor ihrem Tode so festgesetzt. Einfach war ihr Leben, einfach sollte auch ihr Leichenbegängniß sein, und darum hatte sie allen äußern Prunk untersagt und auch eine sogenannte Lobrede sich verbeten. Der Sarg ward in die Gruft gesenkt, der Geistliche warf eine Hand voll Erde in das Grab, was Gotthold und die umstehenden Nachbarinnen aus ihrem Hause auch thaten, worauf sich alle still von dem Gottesacker entfernten.

Gottholds Einsegnung kam immer näher, und schon wurden einige Anstalten dazu getroffen. Seine Kleidung lag bereits fertig da, es fehlte Nichts. Das kleine Stübchen wurde weiß gescheuert, das niedrige Dachfenster blank polirt, und auch der altmodische kleine Spiegel gesäubert. Alles sollte reinlich und nett sein an diesem ersten Ehrentage Gottholds, der selber die alte, hölzerne Wanduhr abnahm, und sie vom Fliegenschmutz reinigte, denn in wenigen Tagen schon sollte diese Feier Statt finden.

Eines Abends, als Gotthold aus der Fabrik zu Hause angelangt und eben damit beschäftigt war, seinen neuen Hut blank zu bürsten und die andern Sachen sich zu besehen, erhielt er durch einem Boten ein kleines Handbillet von dem Justizrath W—landt, daß er mit der Mutter sich unverzüglich bei ihm einzufinden habe. Beide waren nicht wenig erschrocken, sich bei einer Gerichtsperson vorgeladen zu sehen. Sie eilten sogleich dorthin, und fanden den Justizrath in seinem Zimmer eifrig mit großen Aktenstücken beschäftigt, weshalb sie eine kleine Weile warten mußten.

„Wie heißt du mein Sohn?" fragte jetzt der Mann im freundlichsten Tone, wobei er einen großen vollgeschriebenen Bogen in der Hand hielt und unverwandt hineinblickte.

„Ich heiße Julius Gotthold Brunow."

„Sie sind die Mutter des Knaben?"

„Ja, mein Herr!"

„Wie lange ist der Vater schon todt?"

„Seit ungefähr zwei Jahren," sagte die Mutter.

„Womit beschäftigt sich der kleine Mann?"

„Ich mache Cigarren!" antwortete Gotthold.

Der Justizrath richtete noch mancherlei Fragen an die Mutter und den Sohn, wobei er bald in das Schriftstück blickte, bald den Gotthold unverwandt ansah.

„Höre, mein Sohn," sagte er dann, ergriff seine Hand und schaute ihm mit Wohlgefallen in das offne, dunkle Auge, „ich werde dir jetzt Etwas vorlesen, mußt aber recht Acht geben."

Er nahm ein anderes Schriftstück aus seinem Schreibpult und las:

„Da mein Bruder, der Rittmeister von Busch, gegenwärtig als Privatmann lebend auf seinen Gütern in Posen, in sehr guten Umständen sich befindet, und da derselbe seit eilf Jahren sich um mich gar nicht gekümmert hat, so vermache ich mein Vermögen von siebzehntausend Thalern meinem lieben, braven Julius Gotthold Brunow mit der Bestimmung, sofort die häßliche Cigarrenmacherei zu unterlassen, die Schule zu besuchen und Theologie zu studiren, damit er als frommer und rechtschaffener Prediger den Leuten den Weg zu Gott weisen kann.

Susanne von Gundlach,
geborne Baronin von Busch."

Beschreiben läßt sich diese Scene nicht. Die Mutter stand betroffen da und wußte nicht, ob sie ihren Ohren trauen dürfe, oder nicht. „Siebzehntausend Thaler!" lispelte sie mehre Male hintereinander, und blickte den Justizrath unverwandt und fragend an, ob denn das Alles wahr sei, während Gotthold dem Manne um den Hals fiel, ihn herzte und drückte vor Freude, daß er in die Schule gehen dürfe.

„Aber, lieber Junge, du erdrückst mich noch," sagte der Justizrath lächelnd, „mäßige dich. Und auch Sie, liebe Frau, geben Sie sich nicht so sehr dem Nachdenken hin. Sie haben allerdings jetzt siebzehntausend Thaler im Vermögen, sie sind eine wohlhabende Frau; aber bedenken Sie auch, daß die Schule und die Studien auf der Universität, Bücher und Kleidung viel Geld kosten, und daß Ihnen nicht viel übrig bleiben wird, wenn der Wildfang da seine Studien wird beendigt haben. Sehen Sie nur!"

Gotthold sprang in dem Zimmer des Justizraths umher, als ob er zu Hause sei, er konnte seine Freude, daß er noch in die Schule gehen könne, nicht mäßigen.

„Ist denn aber auch Alles so wahr, wie Sie uns vorgelesen haben?" fragte Gotthold, seine Sprünge plötzlich einhaltend.

„Da lies selber, Junge. Hier, da fang an," sagte der Justizrath und übergab ihm das Testament, damit er sich überzeugen könne.

Nachdem der erste Sturm der Ueberraschung und der Freude sich etwas gelegt hatte, bedankten sich die beiden glücklichen Menschen und empfahlen sich.

„Gotthold!" sagte die Mutter, als sie zu Hause angekommen waren, „laß uns in unsrer Freude nicht Den vergessen, aus dessen Hand wir das Alles empfangen haben. Wir wollen beten."

Die Thür wurde verschlossen und Mutter und Sohn beugten ihre Knie und beteten andächtig und still zu Gott.

„Wunderbarlich sind Gottes Wege!" sagte die Mutter sich erhebend und schloß Gottholden in ihre Arme.

Aus dem ferneren Leben Gottholds mag der kleine, freundliche Leser in gedrängter Kürze nur Folgendes erfahren:

Er wurde eingesegnet, nahm den Abschied von seinem Fabrikherrn und besuchte das Gymnasium von der untersten Klasse an, und war so glücklich, in Folge seines Fleißes und seines guten Verhaltens sämmtliche

Klassen in dem Zeitraume von acht Jahren durchzumachen, so daß er freilich ein Alter von zweiundzwanzig Jahren erreicht hatte, als er die Universität bezog. Nach beendigter akademischer Laufbahn nahm er auf einem großen Gute nahe bei Berlin eine Hauslehrerstelle an, in welcher er noch gegen drei Jahre verblieb, während welcher Zeit er seine theologischen Prüfungen mit Glück bestand. Auf diesem Gute hielt er seine erste Predigt, welche der Gemeinde so zu Herzen drang, daß sie laut den Wunsch aussprach, den jungen Mann einmal als Prediger ihres Ortes begrüßen zu dürfen. Dazu war freilich keine Aussicht vorhanden, denn der Geistliche des Dorfes war ebenfalls noch ein kräftiger, gesunder Mann, mit dem man aber nicht zufrieden war, weil er außer seiner Predigt des Sonntags Nichts für die Gemeinde that.

Eines Tages aber erhielt er durch den Gutsherrn die frohe Nachricht, daß der Prediger des Ortes sich um eine andere Stelle in der Nachbarschaft beworben und diese auch erhalten habe, weshalb Gotthold unverzüglich seine Anstellung bei der Behörde nachsuchen möchte, wobei er ihm versprach, das Gesuch kräftig zu unterstützen. Das geschah und — Gotthold erhielt das Amt. Er schrieb nun vor allen Dingen an seine Mutter, ihm die Freude zu bereiten, dem feierlichen Akte seiner Einführung und seiner Antrittspredigt beizuwohnen, und dann bis an ihr Ende bei ihm zu bleiben. Was die Mutter bei dieser frohen Botschaft empfand, läßt sich leicht denken. Die ganze Nachbarschaft war voll davon, daß die ehemalige Wittwe Brunow zu ihrem Sohne, dem Herrn Prediger Brunow, reisen werde, um ihn zum ersten Male auf der Kanzel predigen zu hören. Mit den besten Segenswünschen ihrer Bekannten reiste sie ab und lag in wenigen Tagen in den Armen ihres Sohnes. Das war ein Tag der Freude und Wonne, wie sie noch keinen ähnlichen erlebt hatte. Gotthold war schon in seiner neuen Pfarrwohnung, welche die Gemeinde mit vielen Kosten zweckmäßig und freundlich hatte einrichten lassen, denn er wurde von Allen geliebt und geschätzt. Er zeigte seiner Mutter den Garten, die bequemen Wohnzimmer, Boden, Küche und Keller, und zuletzt den Theil des Pfarrhauses, welchen sie nach ihrem Gefallen bewohnen und sich einrichten sollte. Die Mutter Brunow konnte das Alles kaum fassen, das Glück, bei einem so guten Sohne wohnen zu dürfen, war zu groß, ja, sie seufzte einige Male und lispelte leise vor sich hin: „Zuviel, mein Sohn, zuviel auf einmal.“

Am andern Tage sollte der feierliche Akt seiner Einführung Statt finden. Es war ein schöner heiterer Sonntag. Am Morgen brachte sie ihm den Kaffee in sein Zimmer. Gotthold las in der Bibel, und bat die Mutter, ihn auf einige Augenblicke allein zu lassen. Er sammelte sich still zu dieser bedeutungsvollen Stunde und überdachte noch einmal die Hauptpunkte seiner Predigt.

Bald darauf ging sie mit der Botschaft wieder zu ihm, daß einige junge Mädchen den Eingang zu seinem kleinen Vorgarten vor dem Hause mit einem schönen duftenden Blumengewinde umhangen hätten. Ach, aber welche neue Ueberraschung bei ihrem Eintritt in sein Zimmer! Gotthold hatte seinen Predigerrock an, in welchem die Mutter ihn ja noch nie gesehen hatte.

„Gotthold!“ rief sie aus und sank in seine Arme. „Gotthold!“ sagte sie wieder, sie wollte sprechen, aber sie vermochte nur eben seinen Namen zu nennen. Ein Strom von Freudenthränen rann über ihre gefurchten Wangen.

„Was ist dir, liebe Mutter?“ fragte er ängstlich, „fehlt dir Etwas? O, so sprich, ich will helfen.“

„O, nicht doch, mein Sohn, mir fehlt gar Nichts, aber so habe ich dich ja noch niemals gesehen,“ sagte sie und trat einige Schritte zurück, um ihn recht zu beschauen. „Sage mir doch, Gotthold, bist du es auch wirklich?“

„Aber, liebe Mutter,“ sagte er lächelnd, „du wirst doch nicht zweifeln, ob ich dein Sohn bin?“

„Ja du bist es, du bist Gotthold, schon recht; aber bist du denn der Prediger hier im Orte?“

„Ja, Mutter, auch das bin ich. Kleide dich nur an, denn man wird mich bald abholen zur Kirche. Eile ein Wenig, damit man nicht auf uns zu warten hat.“

Die Mutter Brunow warf sich eilig in ihren Sonntagsstaat, während einzelne Kirchenmitglieder als Deputirte sich allmälig einfanden, ihren neuen Pfarrer freundlich zu begrüßen, und ihn in wenigen Augenblicken zur gegenüberliegenden Kirche zu führen.

Als Alle versammelt waren, nahm Gotthold die prächtig eingebun-

dene, von der Gemeinde zu seinem Antritte ihm geschenkte Bibel unter den einen Arm, unter den andern nahm er den zitternden Arm seiner Mutter. Der Zug setzte sich in Bewegung. So wie er zur Pfarrwohnung heraustrat, erklang von der vor der Thür aufgestellten Schuljugend des Dorfes ein feierlich froher Gesang. Gotthold sah die Blumenpforte, er sah die Kinder an der Spitze ihrer Lehrer, die ganze Gemeinde, Alt und Jung, Alles in festliche Kleider gehüllt — er wollte sprechen, aber er vermochte es nicht.

In dem kleinen Gotteshause nahm die Gemeinde still ihre Plätze ein. Vor der Kanzel nahmen die Kirchenvorsteher und der Gutsherr mit seiner Familie Platz. Für die Mutter ihres ehrwürdigen Herrn Pfarrers stand ein Lehnstuhl, mit Blumengewinden umzogen, da, auf welchen sie sich schüchtern über all' die Ehre niederließ. Die Orgel ertönte, die Gemeinde sang, und nach beendigtem Liede erschien Gotthold auf der Kanzel. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, nur die Mutter Brunow allein hatte nicht den Muth, ihren Blick zur Kanzel zu erheben. Gotthold predigte aber mit Feuer und Begeisterung, und erst, als er beinah zu Ende war, sah die Mutter zu ihrem Sohne hinauf. Sein Blick begegnete dem ihrigen, und fast wäre sie aufgestanden und hätte ihre Arme ausgebreitet, ihn zu empfangen, wenn Gotthold nicht bald darauf den Segen und das Amen gesprochen hätte.

Als er die Kanzel verlassen hatte, ging der Gutsherr in die Sakristei und gratulirte dem Herrn Pfarrer. Ein Gleiches that seine Familie, dann die Kirchenvorsteher und endlich seine Mutter, welche sprachlos an seinem Halse hing. Wie viel glückliche und frohe Menschen waren hier auf diesem kleinen Raum zusammengedrängt! Jetzt kam auch noch der Lehrer mit einigen der ältern Schüler; auch sie brachten ihm Glückwünsche dar, kurz, Jeder bemühte sich, seine Freude über die Anstellung eines so tüchtigen Pfarrers zu erkennen zu geben. Nach diesem feierlichen Akte fand am Nachmittage eine frohe Festlichkeit sämmtlicher Dorfbewohner Statt. Man sang, man tanzte und war fröhlich bis zum späten Abend. Gotthold aber saß still an seinem Arbeitstische und entwarf neue Pläne zur Verbesserung des Schulunterrichts und mancher anderer veralteten und unzweckmäßigen Einrichtungen in dem Gemeindeleben, und wenn du, kleiner Leser, einmal nach dem Dorfe B—feldt

kommst, so wirst du auf dem Kirchhofe einen einfachen Grabstein finden, unter welchem Gottholds Mutter seit einigen Jahren ruht. Der Pfarrer Brunow aber wirkt noch rüstig und froh des Guten viel in seiner Gemeinde.

L. Hibeau.

Im Frühlinge.

Der Morgenhimmel ist so blau,
Die Blumen baden sich im Thau,
Ein Fest schmückt schön die Erde,
Und Freude wecket rings der Ruf
Des Schöpfers, der die Welt erschuf
Mit seinem mächt'gen Werde.

Und werde! schallt es mir in's Ohr,
Wozu der Schöpfer dich erkor
In seiner ew'gen Güte!
Es will in dir die heil'ge Kraft,
Die alles Leben um dich schafft
Entfalten Himmelsblüthe!

A. L. Lua.

Ein schöner Baum.

Ein schöner Baum, umstrahlt vom Morgenglanze
Des Lenzes, der verjüngt die Welt erweckt;
So reich im vollen, grünen Blätterkranze,
Vom Schnee der Blüthen überdeckt!
Wie hoffnungsvoll! Wie kräftig! Wie geschlossen!
Sichtbar kein dunkler Zweig — nur lauter Pracht,
Mit tausend jungen Trieben, edlen Sprossen,
Voll Blüthenherrlichkeit und Macht.

Ein schöner Baum! — Da nahet ihm die Menge:
„Mir einen Strauß!“ „„Mir einen grünen Zweig!““
„Mir Blüthen viel zum Schmuck, zum Festgepränge!“
Was Jeder wünscht, das nimmt er gleich.
Des Sommers Schwüle sengt — es tränkt kein Regen;
Was Frucht war, fällt herab zum meisten Theil.
Du armer Baum! — Von oben fehlt der Segen,
Und dir im Schatten wohnt kein Heil.

Und doch noch Früchte, wenige, die reifen;
Die Menge naht: „Mir — mir — mir eine Frucht!“
Die Aeste brechend im Vorüberstreifen
Fliegt in's Gezweig der Knüttel Wucht.
Halbreif, unschmackhaft, den Genuß versagend,
Fällt jede Frucht in eines Räubers Hand;
Die Räuber aber, auf einander schlagend,
Kämpfen darum im Zornesbrand.

O schlimme Gärtner! O bethörte Hüter!
Wie streitet ihr um Bilder eines Traums!
Verwirrte, lärmend tobende Gemüther,
Seid ihr auch werth der Frucht des Baums?
Du armer Baum, wie littest du unschuldig,
In Gottes Garten herrlich hingestellt!
Warum so jach, so stürmisch ungeduldig
Umtoste dich die Menschenwelt?

Der Baum spricht:

Ich war der **Freiheit** Baum — ich stand in Blüthe —
Ihr habt zum Schmuck die Blüthen schon gepflückt.
Ich setzte Frucht an, lieblich und voll Güte,
Unreif habt ihr sie abgeknickt.
Entlaubt, verdorrend, steh' ich nun im Garten
Des Vaterlands — krank — und von Früchten leer.
Und wollen wir der künft'gen Lenze warten?
Ach — wir erleben sie nicht mehr.

Ludwig Bechstein.

Traurige Geschichte vom dummen Hänschen.

Hänschen will ein Tischler werden,
Ist zu schwer der Hobel;
Schornsteinfeger will er werden,
Doch das ist nicht nobel;
Hänschen will ein Bergmann werden,
Mag sich doch nicht bücken;
Hänschen will ein Müller werden,
Doch die Säcke drücken;
Hänschen will ein Weber werden,
Doch das Garn zerreißt er:
Immer, wenn er kaum begonnen,
Jagt ihn fort der Meister.
Hänschen, Hänschen, denke dran,
Was aus dir noch werden kann.

Hänschen will ein Schlosser werden,
Sind zu heiß die Kohlen;
Hänschen will ein Schuster werden,
Sind zu hart die Sohlen;
Hänschen will ein Schneider werden,
Doch die Nadeln stechen;
Hänschen will ein Glaser werden,
Doch die Scheiben brechen;
Hänschen will Buchbinder werden,
Riecht zu sehr der Kleister:
Immer, wenn er kaum begonnen,
Jagt ihn fort der Meister.
Hänschen, Hänschen, denke dran,
Was aus dir noch werden kann.

Hänschen hat noch viel begonnen,
Brachte Nichts zu Ende;
Drüber ist die Zeit verronnen:
Schwach sind seine Hände.
Hänschen ist nun Hans geworden,
Und er sitzt voll Sorgen,
Hungert, bettelt, weint und klaget
Abends und am Morgen:
„Ach warum nicht war ich Dummer
In der Jugend fleißig?
Was ich immer auch beginne —
Dummer Hans nur heiß' ich. —
Ach, nun glaub' ich selbst daran,
Daß aus mir Nichts werden kann!“ —

Rudolph Löwenstein.

Geburtstagslied.

1848.

Auf des Berges steiler Höhe
Blüht ein Blümlein lieblich hold;
Achtet nicht des Sturmes Toben,
Der durch Thal und Berge grollt.

Solcher Blume gleich erblühst du,
Holdes Kind, auf Bergeshöh';
Achtest nicht der Zeiten Stürme,
Nicht der Menschheit vielfach Weh.

Holder Friede wohnt im Herzen,
Spiegelt sich im Angesicht,
Siehst noch Alles rings verkläret
In der Unschuld Rosenlicht.

Und von diesem Licht umflossen,
Keiner Sorge dir bewußt,
Grüßest du den Tag der Freude
Kindlich froh in heitrer Lust.

„Gieb, Herr, daß bald heil'ger Friede,
Wie er in dem Kinde lebt,
Als ein Genius des Himmels
Auf die Erde niederschwebt.

Sende ihn in alle Herzen,
Die jetzt Sturm auf Sturm bewegt,
Daß nicht einst die Welt zerstöre,
Was das Kind im Herzen trägt.“

Müller.

Naturbilder.

I.

Die Kirche am Waldesrand.

Die grünen Höh'n, die blauen Fluten,
Der lichte Himmel drüber her,
Sie künden den Allweisen, Guten,
Der unser Schöpfer ist und Herr.
Sie zeugen, wie er treu und gnädig
Für alle, alle Wesen wacht,
Und aller Sorgen werd' ich ledig
Von seiner Liebe Wundermacht.

Doch ob Erbarmen bei ihm wohnet,
Ob er die Schuld vergeben will,
Ob er nach strengem Rechte lohnet, —
Davon ist die Natur ganz still.
Kein Strom, kein Stern kann mir verkünden,
Nicht Mond, nicht Sonne zeigt mir an,
Wo ich Vergebung meiner Sünden,
Wo Heil und Frieden finden kann.

Da glänzet aus den dunklen Schatten
Der Bäum' ein lichtes Kreuz empor.
„Hier Heil!" so rufts den Todesmatten
Zu neuem Lebensmuth empor.
„Um Christi willen sei vergeben
Dir alle deine Sündenschuld!"
O Herr, mein Heil, mein Licht, mein Leben,
Mach mich theilhaftig solcher Huld! —

II.

Im Thal.

Sei mir gegrüßt, du trautes,
Du friedevolles Thal!
Du tilgst mit deiner Stille
Des wunden Herzens Qual.

Da draußen welch' ein Jagen
Nach Glück, das oft betrügt —
Hier welch' ein stilles Wachsen,
Das ganz sich selbst genügt!

Da draußen welch' ein Streiten
Und Schrein um Mein und Dein —
Hier welch' ein froh Genießen
Von Thau und Sonnenschein!

Da draußen welch' Verleugnen
Der angestammten Treu —
Hier Alles heut wie morgen,
Und dennoch täglich neu!

Wenn sie mich dort verwunden —
Hier heilt mein stilles Weh,
Weil dir ich hier in's Auge,
Du ew'ge Liebe seh'! —

III.

Die Linde.

Es haucht so süß aus deinen Zweigen,
Wie Opferdüfte auf zum Himmel steigen
Von einem laubumkränzten Dankaltar. —
Wem gilt der Duft, der dir entquillet,
Der deine Blüthenkelche schäumend füllet?
O mach' es meiner Seele offenbar!

„Dem Schnee, der mich im Winter decket,
Der Frühlingssonne, die mich auferwecket,
Dem milden Hauch der warmen Sommerluft,
Dem Sturm, dem meine Blätter zittern,
Den Regenströmen und den Ungewittern,
Dem allen bring' ich meinen süßen Duft!“

Wann wird, mein Herz, es dir gelingen,
Des Dankes Opfer jubelnd darzubringen
Für Alles, was dir Gott beschert? —
Wie leidensfroh und wie ergeben,
Wie reich geschmückt wird einst es sein, dein Leben,
Wenn's ganz dem Preise Gottes angehört! —

IV.

Im Park.

Es führt der Pfad, der meine Schritte leitet,
Jetzt auf die Höh', jetzt niederwärts in's Thal.
Dort liegt die Landschaft vor mir ausgebreitet;
Hier freu' ich mich der Blumen ohne Zahl;
Dort blinkt der Strom, der sanft vorübergleitet;
Hier lausch' ich süßem Lied der Nachtigall; —
Wohin das Aug', wohin das Ohr sich wendet —
Entzücken wird ihm überall gespendet.

Dann denk' ich dein, mein Herr, und deiner Güte,
Von der vernehmlich jede Knospe zeugt.
Und weiter denk' ich: ist schon jede Blüthe
Ein Kelch voll Licht, zum Trost mir dargereicht,
Um wie viel mehr dein Wort, das dem Gemüthe
Auch das erzählt, wovon die Blume schweigt,
Wie ich von Schuld und Sünde bin zerschlagen,
Und wer für mich die Strafe hat getragen.

Und weiter denk' ich: ist aus Licht gewoben
Und Pracht und Macht hienieden schon dein Kleid —
Wie leuchtend muß dein Antlitz sein, das droben
Ich schauen soll in voller Herrlichkeit!
Da will ich besser dich, mein Heiland, loben,
Enthoben aller Kampfesnoth der Zeit,
Wo, was die Seele ahnend hier vernommen,
Zur Wahrheit wird und vollen Klarheit kommen.

K. Bormann.

H. Brücke del.

Lith. v. Lerch.

Am See.

Am See.*

Seht doch den blauen See,
Wie er uns lacht!
Fischlein springt in die Höh',
Schaukelt sich sacht.

Flüsternd das Schilfrohr spricht:
„Hier ist es kühl!"
Stehet hier eng und dicht,
Stielchen an Stiel.

Läßset den Sonnenstrahl
Grün nur hinein;
Fischlein tanzt, wie im Saal,
Bei seinem Schein.

Welle auf Welle bricht
Sich an dem Strand,
Plätschert und rollet licht
Ueber den Sand.

Schifflein fährt froh dahin
Ueber die Flut;
Loser Wind, leichter Sinn
Machen ihm Muth.

Lachender Silbersee,
Wohliger Grund,
O wie macht deine Näh'
Frisch und gesund!

Theophil Bittkow.

* In Musik gesetzt, siehe Bittkow's Waldvöglein, Heft 2. Berlin beim Verfasser (2½ Sgr.).

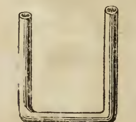
Der artesische Brunnen.

Habt ihr schon etwas von dem artesischen Brunnen gehört, liebe Kinder? Nicht eben sonderlich, werdet ihr mir antworten. Nun ja, ihr werdet wohl, wie in vielen Stücken, so auch hier, die Glocken haben läuten hören, wißt aber nicht, wo sie hangen. Nun so kommt mit mir, wir wollen sie suchen, und ihr werdet dann den artesischen Brunnen eben so gut kennen, als den Brunnen an der Straßenecke, an dem ihr immer aus der Mütze trinkt, oder euren Ziehbrunnen neben dem Hühnerstall. Was das Trinken aus der Mütze betrifft, so schadet das just nicht, ihr müßt es nur nicht thun, wenn ihr erhitzt seid, sonst schmeckt es gut, und der dies schreibt, weiß auch, wie es thut. Nun aber zum artesischen Brunnen. Ihr wißt wohl nicht, liebe Kinder, daß das Wasser dem Menschen sehr ähnlich ist: Ursach von wegen, weil es seine Gesetze hat, wie der Mensch. Ein Unterschied ist aber doch, nämlich die Gesetze des Wassers sind tadellos und ohne Fehl, und das Wasser befolgt sie auch immer und übertritt sie nie. Wir werden nun zwei solcher Wassergesetze kennen lernen, die ihm kluge Leute, welche die Sprache der Elemente verstehen, abgehorcht haben. Denn nicht blos die Thiere haben eine Sprache, wie ihr aus Fabeln und Märchen wißt, sondern Steine und Luft, Licht und Wasser, Himmel und Erde, jedes hat seine eigne Sprache, und immer mehr diese verstehen zu lernen, ist ein schönes Streben des forschenden Menschengeistes.

Ein Gesetz aber ist nun, das dem Wasser verbietet, sich von einer Pumpenröhre höher hinaufziehen zu lassen, als höchstens 32 Fuß; ich kann hier nicht ausführlich erklären, warum das so ist, aber das Wasser darf es nicht anders und thut es auch nicht anders. Ja, Quecksilber würde sich nicht höher hinaufsaugen lassen, als höchstens 28 Zoll, und wenn dir dabei einfällt, daß ja das Quecksilber im Wetterglas oder Barometer immer etwa so hoch steht, ein wenig drüber oder drunter macht nicht viel, so will ich dich nicht hindern, zu vermuthen, daß das mit ein-

ander in inniger Verbindung stehe; denn es ist so. Später wirst du auch wohl einmal erfahren, in welcher Weise dies auch ganz eng mit unsrer Saugpumpe zusammenhängt.

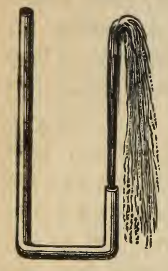
Du weißt, daß die Röhre der Pumpe in einen Wasserbehälter in der Erde hinabführt, den man den Brunnenkessel nennt, aus diesem wird es durch Pumpen immer höher hinaufgebracht, bis es endlich zur Tülle hinausläuft. Läge dieser Wasserbehälter nun tiefer als 32 Fuß in der Erde, z. B. 40 Fuß oder 36 Fuß, so könntest du pumpen von Morgen bis Mittag, und wenn dir's Vergnügen macht, noch bis zum Abend dazu, Schweiß aus deinem Körper brächtest du heraus, aber Wasser aus der Erde keines. Wenn dem nun so ist, wie geht es denn zu, daß, wenn man in einzelnen Gegenden ein tiefes, tiefes Loch in die Erde bohrt, 1000 Fuß, 1500, 2000 Fuß tief und drüber, daß da mit einem Male eine dicke, breite Wassersäule 60, 80 Fuß hoch und noch höher mit furchtbarer Gewalt über die Erde hinaus emporspringt; denn das thut der artesische Brunnen. Vorher wollte das Wasser nicht einmal 36 Fuß hoch, selbst wenn man pumpte, und nun kommt es aus einer solchen Tiefe von selbst. Das geht aber so zu, und hängt wieder mit einem schönen Gesetze zusammen, dem das Wasser gehorcht. Das Gesetz heißt: In kommunizirenden Röhren stehen Flüssigkeiten gleich hoch.



Was sind kommunizirende Röhren, fragst du? Es sind zwei Röhren, die durch eine dritte mit einander in Verbindung stehen. Von Glas kann man solche Röhren sehr leicht machen, und die nebenstehende Figur macht sie dir deutlich.

Wenn du es noch nicht klar verständest, so kannst du dir selbst solche kommunizirende Röhre machen. Nimm z. B. ein Paar alte Pennalröhren, ber keine neuen, sonst möchte der Vater, wenn er es sieht, sich der Ecke rinnern, in die er das spanische Rohr das letzte Mal, du weißt noch, stellt hat, und damit versuchen, ob die Pennale wieder brauchbar wür- Also nimm zwei alte Pennalröhren, bohre in beide an der Seite nahe am Boden und gleich weit von ihm ein Loch, und dahinein stecke, wenn du nichts Anderes hast, eine Federröhre, gerade so eine, wie du aus einer Pose dir zu einer kleinen Knallbüchse schneidest, um Kartoffelpflöckchen draus zu schießen, gerade so eine nimm, stecke sie in die gebohrten Löcher, klebe jede etwa noch vorhandene Oeffnung recht fest zu,

und du hast zwei Röhren, die durch eine dritte verbunden sind, d. h. zwei kommunizirende Röhren. In solchen stehen also alle Flüssigkeiten gleich hoch, d. h. wenn du Wasser in die eine Röhre gießest, so läuft es gleich in die andere, und so lange, bis es in der andern eben so hoch steht, als in der ersten.

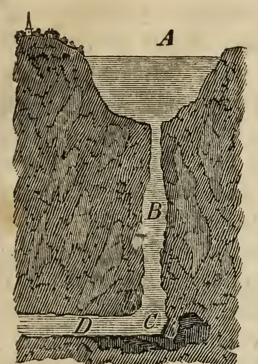


Denke dir nun einmal, die eine Röhre wäre sehr lang und voll Wasser, die andere sehr kurz und fest zugepfropft; nun nimm den Pfropfen ab, was muß da kommen? Ich will dir's sagen, das Wasser wird aus der kleinen hinausspringen, denn es muß ja so hoch in ihr stehen, wie in der großen, es muß so hoch aufsteigen, es mag nun noch ein Rohr da sein oder nicht, und du siehst, wir haben das, was man einen Springbrunnen nennt.

Wäre nun aber die Sache bloß so, so würde dem Wasser das Springen bald vergehen, denn je mehr hinausspringt, je leerer wird ja auch die große Röhre, je leerer diese ist, um so weniger hoch kann es nur noch springen, und bald wird das Wasser in beiden Röhren gleich hoch stehen, und die große nur noch eben so viel haben, wie die kleine, d. h. eben so wenig. Könnten wir dagegen machen, daß die große Röhre immer voll bliebe, so würde auch das Springen nicht aufhören, aber das zu machen, scheint doch schwierig. Uns wäre es auch wohl schwierig; aber der Herr der Natur hat Alles weislich geordnet, und die Erde ist voll seiner Güte.

Zuvörderst aber will ich euch sagen, daß wir eigentlich das Wesen des artesischen Brunnens schon begriffen haben; denn er ist Nichts weiter, als ein Springbrunnen, den die Natur im Großen bildet, und zwar folgendermaßen:

Denkt euch, auf einem Berge sei eine Vertiefung, in der das Wasser sich sammelt. Ihr könnt das leicht, denn ein Landsee ist auch nichts weiter, als solch eine Vertiefung, eine Senkung des Erdbodens, in die das Wasser hineinströmt, und dort wie in einem Becken aufbewahrt wird. Solch einen Wasserbehälter denkt euch auf einem Gebirge. Nun ist das Wasser schwer und drückt auf seine Grundlage. Ist diese nicht ganz fest, so sickert es durch, es macht allmälig diese kleine Oeffnung, durch die es hindurchsickert, tiefer und weiter, es bildet sich nach und nach eine Höh-



lung, einen Schacht, durch den es in die Tiefe hinabsteigt, und wir haben schon eine mit Wasser angefüllte Röhre. Wenn A das Wasserbecken ist, so mag B die Röhre sein. Denkt nun weiter, bei C träfe diese Wasserröhre auf Stein, Fels, Kreide, Thonlager und dergleichen Stoffe, die dem Wasser undurchdringlich sind, in die Tiefe konnte es nicht mehr, von oben aber drückte die ganze Last nach unten. Da gelingt es ihm, sich seitwärts einen Weg zu brechen und so haben wir die zweite verbindende Röhre D. Nun fehlt noch die dritte Röhre, oder besser, es fehlt dem Wasser nur die Möglichkeit nach oben durchzudringen, und hier greift der Mensch, der des Wassers bedarf, mit seiner Arbeit ein. Bohrt man in die Erde hinein, und trifft an irgend einer Stelle in die Wasserader D hinein, so muß ja nach dem Gesetze der kommunizirenden Röhren das Wasser aus ihr so hoch herausspringen, als der ursprüngliche Behälter A liegt, und der artesische Brunnen ist da.

Vorher wußten wir nicht, wie wir es machen sollten, um die lange Röhre immer voll zu erhalten, damit der Springbrunnen immer in gleicher Thätigkeit bliebe, jetzt verrichtet der Bergsee trefflich dies Geschäft, der immer neues Wasser statt des abfließenden hineinsendet, und seine eigne Abnahme durch Quellen und Bäche, Schnee und Regengüsse reichlich ersetzt.

Der berühmteste artesische Brunnen ist der erst vor wenig Jahren in Paris im Schlachthause von Grenelle gebohrte, der die ganze Stadt derartig mit Wasser versorgt, daß man in jeder Straße, in jedem Hause, in jedem Stockwerk und in jeder Stunde nur einen Hahn aufzudrehen braucht, und man kriegt Wasser so viel man will. Etwa 20 Meilen von Paris liegt ein mehr als 2000 Fuß hohes Gebirge, Côte d'or genannt, und in diesem ist wahrscheinlich der Anfangspunkt des artesischen Brunnens von Paris zu suchen.

Ihr werdet mich fragen, warum legen wir denn in Berlin oder in der Mark überhaupt nicht solche artesische Brunnen an, die ja von selbst fließen, indeß wir mühsam pumpen? Auch darauf will ich antworten.

Nicht überall ist ein artesischer Brunnen möglich. Einmal müssen Berge in der Nähe sein, und wir in Berlin und in der Mark haben nicht viel von diesem Artikel. Unser Kreuzberg thut's halt nicht, unsere Müggel-, Pichels-, Kranich- und Kalkberge auch noch nicht, ja selbst die märkische Schweiz bei Bukow nicht; zweitens müssen Thonlager, felsiger, steiniger Boden das Wasser zusammenhalten, daß es wie in einer Röhre zusammenbleibt, und nicht, wie die Buben, die aus der Schule kommen, nach allen Seiten hin sich zerstreut. Denn in Sandboden und lockerem Erdreich, da sickert es überall durch, tränkt den ganzen Erdboden, sammelt sich an tiefern Stellen als Grundwasser, in größerem Maßstabe als Landsee, füllt unsere gemauerten Brunnen langsam an, und steigt durch die Pumpenröhren in unsere Eimer; bildet aber nimmer bei uns unterirdische Adern und Kanäle, wie da, wo undurchdringliche Massen seinen Lauf begleiten. So also haben die Pariser, da ihre Stadt auf Kalksteinboden gebaut ist, keine Pumpen, wir, da bei uns an Sand kein Mangel ist, haben keine artesischen Brunnen, und wenn Einer von euch einmal einen artesischen Brunnen bohren wollte, so würde er, abgesehen davon, daß es eine höchst mühsame und kostspielige Arbeit ist, finden, was schon Andere, die denselben Versuch vor ihm gemacht, gefunden haben, nämlich Nichts.

Wenn ihr nun hört, daß in Karlsbad und an andern Orten Quellen hoch aus der Erde steigen, so werdet ihr euch nicht mehr wundern, denn daß das Wasser auch von selbst aus der Erde springt, wenn es eine Oeffnung findet, das seht ihr ja nun wohl ein; aber sollte einer von euch sich einen Springbrunnen selber machen, und mit Erstaunen bemerken, daß das Wasser ja doch nicht ganz so hoch aus der kleinen Röhre springt, als es in der langen steht, so will ich's nicht verschwören, im nächsten Jahre euch noch zu erzählen, was daran Schuld ist, und ob wir dabei nicht auch schöne Geschichten vom Luftballon, und wie es damit zugeht, zu erfahren kriegen, verrath ich noch nicht, aber möglich ist es. Für dies Jahr aber lebt wohl!

L. Pomtow.

Der Kinderfreund im Bad Liebenstein

im Sommer des Jahres 1849.

Der Name Liebenstein deutet auf die Freundlichkeit und Lieblichkeit des Ortes hin, den er bezeichnet. Es ist ein treffender Name. Das Dörfchen Liebenstein liegt am westlichen Abhange des Thüringer Waldes, der sich nach dem Werra-Thale hinabsenkt, welches auf der andern Seite vom Rhön-Gebirge begrenzt wird. Auf allen Anhöhen rings um Liebenstein hat man eine herrliche Aussicht in dieses liebliche Thal. Unmittelbar liegt der Ort an einem waldbewachsenen Hügel, auf dessen Gipfel eine Bergruine ihr Gemäuer erhebt. Die Hügel um Liebenstein sind von besonderer Schönheit. Eine halbe Stunde davon erheben sich die Höhen und Felsen von Altenstein mit dem Lustschlosse des Herzogs von Meiningen, welche in deren Innerm eine der sehenswerthesten Höhlen Deutschlands bergen, in welcher ein unterirdischer Bach dahin rauscht, der ein Bassin bildet, auf dessen Wasser man in einem Kahne dahin fährt. Liebenstein liegt vier Stunden von Eisenach und der Wartburg entfernt, drei Stunden von dem Gipfel des hohen Inselsberges, einem der höchsten Berge des Thüringer Waldes, 3000 Fuß über dem Meeresspiegel der Nordsee, und noch näher eine Menge von Höhen und Thälern, welche den Wanderer zum Besuche einladen und Körper und Gemüth desselben erfrischen und beleben. Kein Wunder, daß der Ort daher in den Sommermonaten von einer Menge von Reisenden besucht wird. Es kommt aber noch ein Umstand hinzu, welcher Fremde hierher lockt. Liebenstein ist ein Badeort. Er enthält außer dem erfrischendsten Quellwasser mehrere Stahlwasserbrunnen und eine Kaltwasser-Anstalt, Einrichtungen, welche alljährlich Hunderten von Fremden Wiederherstellung und Stärkung der Gesundheit versprechen und gewähren.

Es war im Juli dieses Jahres, als auch ich mich in dem Bade Liebenstein einfand, um mich daselbst ein paar Wochen aufzuhalten. Ich fand nicht nur, was ich suchte: Naturgenuß in Thälern und auf Höhen,

Stärkung an Leib und Seele durch köstliches Wasser, labende Luft und natürliche Menschen, sondern Etwas, was ich nicht suchte, und was mich veranlaßt, in diesen Blättern, welche der bildsamen Jugend gewidmet sind, von dem Bade Liebenstein zu reden — einen Kinderfreund, einen für das Wohl der Jugend begeisterten und seit vielen Jahren dafür rastlos und in der förderlichsten Weise thätigen edlen Menschen, dessen Wirken mich veranlaßte, statt dreier Wochen drei Monate in Liebenstein zu verweilen.

Am Tage nach meiner Ankunft saß ich unter Badegästen im Schatten der Kastanienbäume und Linden vor dem Kurhause des Ortes. Auf erkundigende Fragen nach den besuchenswerthesten Stellen der Umgegend und den etwa vorhandenen Merkwürdigkeiten wurden mir die Orte genannt, die ich zum Theil oben angegeben habe. Die Rede erging sich in Ernst und Scherz, und einer der Anwesenden fügte endlich hinzu, daß zu den Merkwürdigkeiten Liebensteins für einen Liebhaber auch ein „alter Narr" gehöre, der tagtäglich mit den Bauernkindern des Dorfes herumspringe. Diese Bemerkung gleitete nur an meinem Ohr vorbei, die Gesellschaft merkte selbst nicht weiter darauf. Am andern Tage erfuhr ich, daß sich bei Liebenstein auch eine Erziehungsanstalt befinde, unter der Leitung von Friedrich Fröbel. Dieser Name war mir nicht unbekannt; ich hatte von seinen „Kindergärten" gehört und Einiges darüber gelesen. Noch selbigen Tages besuchte ich ihn; er war der „alte Narr" der Liebensteiner Kurgäste. Von ihm, den ich oben den „Kinderfreund des Bades Liebenstein" genannt habe, will ich den jungen Lesern dieses Buches noch Einiges erzählen. Dieselben können, wenn sie es noch nicht wissen, daraus lernen, was hie und da in der Welt „Narrheit" genannt wird. In diesem Sinne war Sokrates ein Narr und Pestalozzi auch.

Der Weg zur Miethswohnung Friedrich Fröbel's führt über eine wunderschöne, bergan steigende Wiese, auf der sich Liebenstein mit seiner Bergruine in der malerischesten Weise präsentirt. Ich passirte dieselbe Morgens 11 Uhr. Ich fand den Mann in einer kleinen Thalvertiefung in der Nähe seiner Wohnung mitten unter 30—40 Bauernkindern, welche sich, geführt und geleitet von 8—10 erwachsenen Frauenzimmern, spielend und singend in Kreisen umherbewegten. Ich war im „Kindergarten." Friedrich Fröbel, ein Greis von fast 70 Jahren, aber in noch jugendlicher Frische, gab die Spiele an und spielte mit. Die

Kinder, meist in schlechter Kleidung, zum Theil zerlumpt und unvollständig, barfuß und ohne Kopfbedeckung (ein Bild der Aermlichkeit der Dorfbewohner), Knaben und Mädchen von 2 bis 8 und 10 Jahren, spielten Spiele, die ich nachher unter den üblichen Namen des „Taubenhäuschens,“ der „Fischlein“ und der „Stampfmühle“ näher kennen lernte. Entsprechende Liedchen begleiteten die muntere Thätigkeit der Kinder, deren Haltung den besten Eindruck machte und auf deren Gesichtern kindliche Freude zu lesen war. Nach etwa einer Stunde endigte das Spiel, die Kinder stellten sich paarweise zusammen, die „Kindergärtnerinnen“ nahmen die kleineren Kinder bei der Hand und ein Schlußlied, von Allen gesungen, begleitete den heitern Zug nach dem Dorfe zurück. — Von dieser Stunde an besuchte ich Friedrich Fröbel täglich, ich nahm Theil an dem Unterrichte, den er den zehn jungen Damen, die sich zu „Kindergärtnerinnen“ ausbilden wollten, Morgens von 9—11 Uhr ertheilte, gesellte mich zu ihnen bei ihren Wanderungen über Berg und Thal, und erfreute mich der besonderen Mittheilungen des Vorstehers, unbekümmert darum, daß wir, oft einsam mit einander wandernd, von diesem und jenem Badegaste mit dem Namen „Eisele und Beisele“ beehrt wurden.

Was Alles Friedrich Fröbel mit seinen „Kindergärten“ will, kann ich den jungen Lesern hier nicht offenbaren. Daß er ein Menschen-, ein Kinderfreund sein muß, werden sie nun schon wissen. Er ist ein Mann von hohem Alter, von der ernstesten, gewissenhaftesten Sinnesart, ein Mann, welcher die hohen Zwecke seines Lebens, die auf Erziehung und Bildung des Menschengeschlechts gerichtet sind, nicht nur nach seinem ganzen Umfange begriffen hat, sondern davon so ergriffen ist, daß er sein ganzes bisheriges Leben dem Nachdenken, wie ein besseres Geschlecht herangebildet und heraufgezogen werden könne, gewidmet und dafür die größten Opfer gebracht hat, ein Mann von den umfassendsten Gedanken, Planen und Ideen — und er spielt mit Kindern, er spielt mit armen, zerlumpten Dorfkindern, er spielt täglich mit ihnen, ja er widmet dem Nachdenken über die Erziehung und Bildung der Kinder in dem frühesten Lebensalter vom ersten bis sechsten Jahre seine ganze Zeit, alle seine Kräfte. Das muß ein seltener, geist- und gemüthreicher, herrlicher Mensch sein, denkt gewiß der junge Leser, in sich erfreut von einem solchen edlen Menschen zu hören, und er hat Recht, so zu denken und zu empfinden; Friedrich Fröbel ist ein solcher Mensch, und der junge

Leser möchte wohl auch einmal mit diesem, die Kinder in seinem Herzen tragenden Manne spielen. Ja, junger Leser, es ist eine Freude, einen solchen Mann zu sehen, von seinem freundlichen Auge berührt zu werden und seinen Gruß zu empfangen. In der Nähe eines Solchen fühlt man sich unwillkürlich dem Edlen, Rechten und Guten zugewandt, und man ahnet, was für eine Bewandtniß es mit dem Leben und Streben Desjenigen gehabt hat, den wir mit Recht den „göttlichen Kinderfreund“ nennen.

Friedrich Fröbel, von Tausenden von Menschen verkannt, auch oft angefeindet und gerichtet, ist ein wahrhaftiger Jünger desselben, auch seines Meisters, den er in der allein fruchtbaren und erfolgreichen Weise „durch Thaten froh bekennt.“ Ihm ähnlich segnet er die Kinderwelt durch Lehre und Beispiel, durch Erziehung und Bildung. Sein Herz schlägt für Alles, was die Menschen veredelt, er will durch innere Veredlung auf die Verbesserung der menschlichen Geschicke hinwirken, er will sie ihrer erhabenen, göttlichen Bestimmung näher bringen, er erkennt es als seine Lebensaufgabe, in dem frühesten Kindesalter den Grund zu wahrer Menschenbildung zu legen.

Die Thätigkeit des Kindes im ersten Lebensalter, im Frühlinge des Lebens, ist, wie Ihr wißt, Spiel. Das Kind spielt. Fröbel leitet die Spiele, er macht sie zu bildenden Spielen. Er hat eine Menge derselben erfunden. Zuerst leitet er an zum Spiele mit dem Ball. Er reicht ihn den Kindern in den Farben des Regenbogens. Dann folgen die Spiele, d. h. die bildende und zugleich freudige (man braucht die Kinder nur dabei zu sehen!) Beschäftigung mit der Kugel. Ihr folgen die Beschäftigungen mit dem Würfel und mit der Walze. Was Alles davon und daraus die frohen Kinder lernen, kann ich hier nicht auseinandersetzen, man muß es sehen. Hierauf kommen die Thätigkeiten mit Stäbchen, Hölzchen und ähnlichen Spielstoffen. Wenn ich sage, daß die Kinder alle aus eigener Thätigkeit daraus und damit Hunderte von schönen Formen (Schönheitsformen) legen, an und in ihnen die wichtigsten Grundanschauungen und Grundbegriffe auffassen, und durch Zusammenstellung der einfachsten Spielstoffe Gegenstände aller Art, welche im Leben vorkommen (Lebensformen), darstellen (Stühle, Tische, Häuser, Brücken, Schlitten, Treppen u. s. w. u. s. w.), Alles nach der Erfindungskraft eines Jeden: so kann man sich ungefähr ein schwaches Bild davon machen, was außer

den gemeinschaftlichen Spielen im Freien in dem „Kindergarten" geschieht und was ihr Erfinder durch ihn bezweckt: Erziehung und Bildung der Kinder durch naturgemäße Selbstbeschäftigung, Entfaltung aller von Gott in das Kind gelegten Anlagen nach Körper, Gemüth und Thatkraft.

Ich spreche von dem, was ich gesehen habe. Nie habe ich so still und innerlich frohe, folgsame, gesittete und durch ihre Thätigkeit beglückte Kinder beisammen gesehen, als im Bad Liebenstein, trotz ihrer zerrissenen Jacken und Beinkleider; ein stiller Genius, der Engel der Kinder, schwebte über dem ganzen Kreise froher und glücklicher, für die Herausbildung des Edelsten im Menschen, dieses Gottesbildes, thätiger Menschen. Der Geist des Stifters war über die mitthätigen Kindergärtnerinnen gekommen und ergoß sich von ihnen aus über Kinder und theilnehmende Zuschauer.

Es konnte nicht fehlen, daß sich allmälig eine andre Meinung über die Anstalt Friedrich Fröbel's unter den Gästen Liebensteins verbreitete. In den ersten Tagen fand ich regelmäßig nur eine Dame in Fröbel's Hause und bei seinen Vorträgen, die Sache unterstützend; ich darf sie nicht nennen, ihre Bescheidenheit verbietet es, aber ich trage die Erinnerung an die herrliche Frau, die ihre geistige hohe Begabung edlen Zwecken zuwendet, in dankbarster, erhebendster Erinnerung in mir; allmälig fanden sich mehrere Mütter dazu, und sie fingen an, ihre nach Liebensteiu mitgebrachten Kinder an den Spielen der Bauernkinder Theil nehmen zu lassen. Da hatte man denn die Freude, Wohlgekleidete neben den Aermlichgekleideten, beide unter einander, zu erblicken und bei den Beschäftigungen im Innern und bei den Spielen im Freien vereinigt zu sehen. Es war ein Volkskinder-Garten, im Kleinen. Welche Früchte für wahre Humanität und Bildung daraus erwachsen müssen, könnt ihr jungen Leser noch nicht ganz ermessen, aber ihr könnt doch etwas davon ahnen.

Auch hochgestellte Personen schenkten ihre ermunternde Aufmerksamkeit der wichtigen Sache. Der Herr Erbgroßherzog von Weimar besuchte mehrmals die Anstalt, einmal mit seiner Gemahlin, und die in Liebenstein im Sommer wohnende Herzogin Ida (die Herzogin Bernhard von Sachsen-Weimar) nebst ihren zwei Prinzessinnen Töchtern widmeten in ihrer Herzensgüte die zarteste Aufmerksamkeit dem ganzen Institute und seinem Vorsteher, indem sie denselben zu Vorträgen über seine Bestrebungen in ihrer Wohnung veranlaßten und den Spielen der Kinder bei-

wohnten. Ich kann die vielen Stunden und Abendgenüsse, die ich im Kreise der Mitglieder des Instituts zuzubringen das Glück gehabt, nur zu den schönsten Ereignissen meines Lebens und zu den glücklichsten Erinnerungen hinzuzählen. Ihnen dafür den innigsten Zoll, auch durch diese Zeilen, darzubringen, erachte ich für eine heilige Pflicht.

Die Wohlthäter des Menschengeschlechts kennen zu lernen, macht auch Kindern Freude. Sie freuen sich, daß es solche Menschen giebt wie Friedrich Fröbel, tragen seinen Namen liebend und verehrend in ihrem Gedächtniß, machen sich so liebender, theilnehmender Fürsorge für ihr wahres Wohl, auch wenn sie nicht unmittelbar davon berührt werden, durch die Liebe zu allem Guten würdig; ehren die Eltern, deren Herz für sie schlägt und die zu jedem Opfer für sie bereit sind, und bilden sich in Gehorsam, Liebe und Dankbarkeit zu edlen Menschen!

Friedrich Fröbel hat im Winter von 1848—49 durch Vorträge in Dresden Jungfrauen zu Kindergärtnerinnen ausgebildet und Müttern gezeigt, was für göttliche Anlagen in den Kindern schlummern und wie man in ihnen das Ebenbild Gottes herausbildet. Dasselbe wird er, von einem edlen Frauenvereine dahin berufen, im Winter 1849—50 in Hamburg thun. Schon sind 3—4 Dutzend seiner Zöglinge in deutschen Kindergärten thätig, in Dresden, Hamburg, Frankfurt a. M., Darmstadt und an andern Orten; hoffentlich wird sich der Segen seiner Wirksamkeit auch bis zur Stadt Berlin verpflanzen und in die hiesigen Kinderbewahranstalten eindringen. Dann werdet ihr selbst oder wenigstens eure kleineren Geschwister noch einmal von Angesicht zu Angesicht schauen den „Kinderfreund im Bade Liebenstein im Sommer des Jahres 1849."

Darauf hinzuwirken, sind die würdigen Männer, welche dieses Buch in's Dasein gerufen haben, entschlossen und bereit. Möge es ihnen gelingen! Es würde der Kinderwelt zum Segen gereichen, und — die Kinder würden es ihnen, schon jetzt und noch mehr, wenn sie einstens als Erwachsene auf eine schönere Jugendzeit zurückblicken könnten, danken. Die Dankbarkeit ist eine der schönsten Zierden eines guten Kindes. Es ist Musik für die Ohren, wenn Kinder sich bedanken. Ich frage dich, junger Leser, junge Leserin, daher jetzt, nachdem du dieses ganze Buch gelesen hast, welches Gefühl dich belebt gegen die Urheber desselben? —

A. Diesterweg.

Gedruckt bei E. Feister in Berlin.

